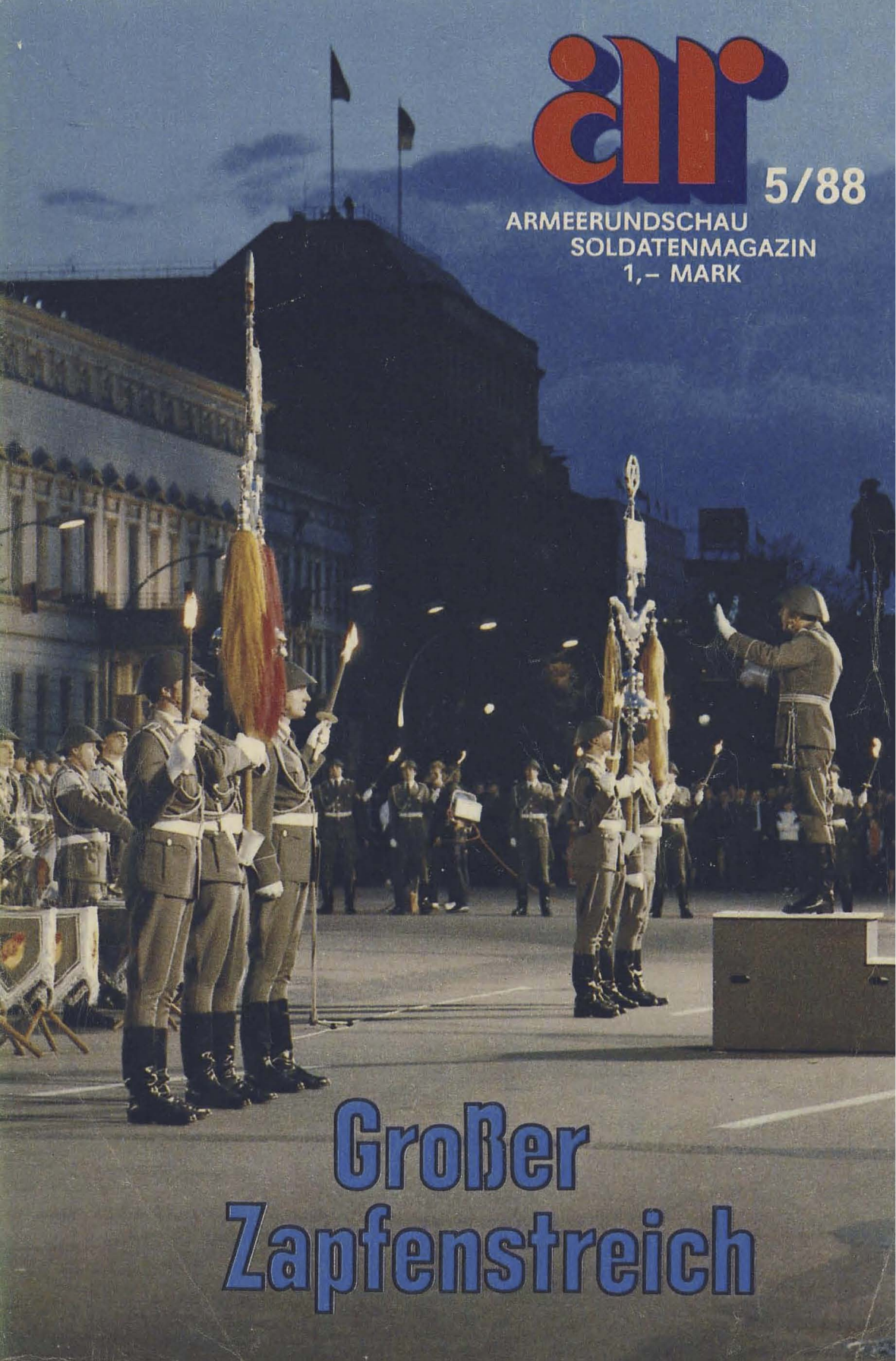




air

5/88

ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,- MARK

Großer Zapfenstreich

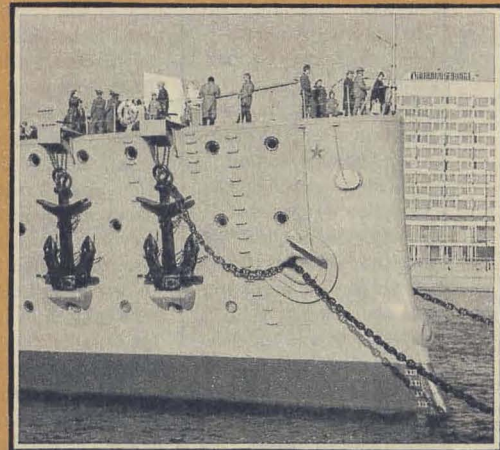


INHALT

- 4 Was ist Sache?
- 6 Rock-Maßnahme für David und Goliath
- 12 Postsack
- 16 König und Kujon
- 22 Soldaten schreiben für Soldaten
- 26 Bildkunst
- 28 AR International
- 30 Letzte Reisen nach L.
- 36 Gut hingezittert
- 38 Alle Wünsche der Leute ...
- 40 Der Chef
- 44 Mailied
- 46 Pop spezial
- 48 Erbschaften
- 52 Disku-zeit
- 54 Erinnerungen an eine alte Frau
- 58 Militaria/Otto Lilienthal
- 64 Auf grünen Maiwiesen
- 66 Die aktuelle Umfrage
- 70 Schnitt-Muster im PITAZ
- 76 Typenblätter
- 78 Turnen, das ist auch fliegen
- 84 Unterm bronzenen Reiter
- 88 Gedanken an der Grenze
- 92 Rätsel
- 94 AR-Ratgeber/Förderungsverordnung
- 98 Leser-Service



◀ 66



▲ 30
◀ 70



58 ▶
64 ▼



54 ▶



Die Verbrechen des Imperialismus sind für mich hassenswert. Sich vor diesem Ausdruck zu scheuen, halte ich für falsch und letzten Endes unmenschlich!

Gefreiter Bernt Preuß

Ich auch, denn man darf diese Schandtaten nicht verharmlosen oder „einmalige Ausrutscher“, „bedauerliche Versehen und Vergehen“ aus ihnen machen. Verbrechen müssen als Verbrechen benannt werden. Und ebenso muß ausgesprochen werden, auf welches Gefühl der Abscheu und des Hasses sie stoßen – bei uns wie bei allen, denen Menschenrecht und Menschenwürde wirklich etwas gelten.

Gleich Ihnen denke ich dabei an jüngst Gesehenes, Gehörtes, Gelesenes.

An die vier Palästinenser aus Kfar Salem, die von israelischen Militärs lebendig begraben wurden. Daran, daß Soldaten derselben Armee bei Nablus 14 Araber in eine Hütte gesperrt und sie dann angesteckt haben. An palästinensische Kinder, die mit kochendem Wasser überschüttet, zu lebenden Fackeln

gemacht, mit Gasgranaten – Made in USA – vergiftet wurden. Vor mir sind noch die Bilder, wie Israels Soldaten arabischen Jugendlichen die Hände brechen, ganze Kanister mit Tränengas in eine Entbindungsstation werfen, extra entwickelte „Steinschleudern“ gegen Demonstranten einsetzen. Ich müßte mich ja bis in den Grund meines Herzens schämen, käme mir anstatt tiefen Hasses ganz einfach nur „der Kaffee hoch“. Wäre dies nicht eine Verhöhnung der Opfer, eine Verniedlichung der Mordtaten und abscheulichen imperialistischen Verbrechen? Aber wie! „Der Humanismus des Proletariats“, so einst Maxim Gorki, verlangt „Haß gegen alles, was leiden macht, und gegen alle, die von den Leiden hunderter Millionen leben.“

Von diesen Leiden lebt die Reaktion in Israel, das Apartheidregime in Südafrika, leben die von den USA ausgehaltenen Contras, Stroessner in Paraguay und Pinochet in Chile. Erinnern wir uns: Gerade hatte Carmen Gloria Quintana, die 1986 während einer Demonstration mit Benzin übergossen und angebrannt worden war, ihren Besuch zum Festival des politischen Liedes beendet, da hörten wir von José Solís. „Sie haben mich verbrannt, Mutti!“ waren seine letzten Worte an diesem Märztag 1988. Sein Mörder aber

bezeichnet „die Freiheit des heutigen Chile“ als „prometheische Tat auf Südamerikas Boden“. Welcher Hohn: Prometheus brachte den Menschen das Feuer, Pinochet wirft die Menschen ins Feuer. Was anderes verdient dieses Regime als flammenden Haß ...

Er ist nicht blind und urgewaltig wirkend, unser Haß. Er speist sich nicht aus Menschenfeindlichkeit, ist nicht von persönlicher Antipathie getragen, wurzelt nicht in Weltverdruß. Im Gegenteil: gerade weil wir das Leben lieben und es erhalten wollen, weil wir jedem Erdenbewohner ein lebenswertes Leben in Frieden wünschen und dafür unsere sozialistische Soldatenpflicht erfüllen – gerade deswegen können wir aus tiefstem Herzen all jenes und all jene hassen, die der Verwirklichung dieser Sehnsüchte im Wege stehen.

Gegen sie allein richtet sich unser Haß. Er entzündet sich an den Verbrechen des Imperialismus. An der friedensgefährdenden und die menschliche Existenz bedrohenden Politik seiner aggressivsten Kreise. An Auffassungen wie der von BRD-Verteidigungsminister Wörner, daß „europabezogene Nuklearwaffen unverzichtbar“ seien. An allen Versuchen, die begonnene Abrüstung zu torpedieren. An dem Diebstahl von 80 000 Nazi-Akten aus dem US-amerikanischen „Berlin

WAS IST SACHE



Document Center“, womit nach Meinung des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde von Berlin (West), Heinz Galinski, offensichtlich „Schwerstbelastete“ gedeckt werden sollten, die in der BRD wieder zu Amt und Würden gekommen sind.

Kurzum, Sie haben völlig recht. Wenn irgendjemand sich mokiert, daß wir Empörendes empörend und Hassenswertes hassenswert nennen, dann sei ihm geantwortet: dies werden wir so lange tun, bis es keine empörenden und hassenswerten Geschehnisse mehr gibt. Verkleistern nützt nichts. Was verbrechenrisch und verabscheuungswürdig ist, muß auch so benannt werden. Und ebenso die Gefühle, die es hervorruft. Nur das ist anständig, menschlich, parteilich.

Was versteht man unter strategischen Offensivwaffen?

Matrose Bodo Spahr

Das nächste Gipfeltreffen von Gorbatschow und Reagan steht unmittelbar bevor. Und da es in Moskau gerade auch um eine vertragliche Vereinbarung zur Halbierung der strategischen Offensivwaffen beider Seiten gehen soll, ist der

Begriff in aller Munde.

Was nun versteht man darunter?

Kurzgefaßt: nukleare Waffensysteme, die Ziele auf dem Territorium des anderen treffen und vernichten können. Sie bestehen aus Trägermitteln wie Raketen und Flugzeugen, ferner aus Kernladungen mit einem oder mehreren Sprengköpfen in Raketen und Bomben. Auf die strategischen Offensivwaffen entfallen mehr als neun Zehntel des nuklearen Potentials der UdSSR und der USA, so daß daran die gewaltige Bedeutung des von der Sowjetunion vorgeschlagenen Reduzierungsabkommens deutlich wird.

Man unterscheidet drei Gruppen von strategischen Offensivwaffen.

Erstens: landgestützte ballistische Raketen mit einer Reichweite von mehr als 5 500 km (ICBM – Intercontinental Ballistic Missile). Davon haben: UdSSR 1 390 mit rund 6 000, USA 1 000 mit rund 2 300 Sprengköpfen.

Zweitens: seegestützte Raketen größerer Reichweite, die sowohl ballistische Flugkörper (SLBM – Sea-Launched Ballistic Missile) als auch Flügelraketen (SLCM – Sea-Launched Cruise Missile) sein können. Beide Typen sind vorrangig auf Unterseebooten stationiert. Raketen auf U-Booten haben: UdSSR 942 mit rund 3 000, USA 672 mit rund 7 000 Sprengköpfen.

Drittens: weitreichende Flugzeuge (auch als strategische, Fern- oder schwere Bomber bezeichnet), die mit Flügelraketen (ALCM – Air-Launched Cruise Missile), Kurzstreckenraketen oder Bomben bestückt sind. Über schwere Bomber verfügen: UdSSR 162 mit rund 1 000, USA 588 mit rund 6 000 Sprengköpfen.

Kann unsere Freiwillige Feuerwehr einen bei der NVA dienenden Kameraden in das Bereitschaftssystem einbeziehen, wenn dieser auf Urlaub ist?

Horst Benkowski

Sie denken voraus. An den bevorstehenden Sommer, der möglicherweise heiß werden könnte und trocken, mit hoher Brandgefahr. Dann aber wird jede Hand gebraucht in Ihrer kleinen Freiwilligen Feuerwehr – für den Dienst auf dem Feuerwachturm, für andere Kontrollaufgaben, für das Bereitschaftssystem. Ließen sich da also nicht auch die zwei derzeit ihren Wehrdienst leistenden Kameraden einbeziehen, wenn sie auf Urlaub sind?

Das allerdings geht nicht.

Nach Auskunft des Ministeriums für Nationale Verteidigung sind die Einsatzleiter der Feuerwehr generell nicht befugt, über Feuerwehrangehörige zu verfügen, die in unseren Streitkräften dienen und sich in Urlaub befinden. Das trifft sowohl für Arbeiter jeglicher Art zu als auch für das Bereitschaftssystem. Dahinter verbirgt sich nicht böser Wille, sondern die Forderung nach hoher militärischer Gefechtsbereitschaft; aus ihr ergibt sich, daß auch in Urlaub befindliche Soldaten schnell verfügbar sein müssen. Desweiteren gebe ich zu bedenken, daß der ohnehin knappe Urlaub der Reproduktion der Arbeitskraft dient, um die in der Truppe anstehenden Aufgaben erfüllen zu können.

All dies schränkt selbstverständlich nicht das Recht und die Pflicht aller Bürger ein, sich im gegebenen Fall einsatzbereit an Rettungsarbeiten oder an der Brandbekämpfung zu beteiligen. Die Soldaten unserer Streitkräfte machen dabei keine Ausnahme.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag
Chefredakteur

Wollt Ihr wissen, was der Bekleidungs- und Ausrüstungsdienst in unserer Armee zu leisten hat, wenn Neue eingekleidet werden müssen? Mir wurde das schlagartig klar, als ich im mot. Schützenregiment „Ernst Moritz Arndt“ den Gefreiten Uwe Köplin und den Soldaten Andreas Schulze nebeneinander sah 2,10 Meter der eine und 1,62 Meter der andere, waren sie so etwas wie ein Symbol dafür, in welchen Dimensionen der B/A-Dienst Uniformen und andere Bekleidungsstücke griffbereit haben oder beschaffen muß. Von den Ausrüstungsgegenständen mal ganz abgesehen. Zwischen sk (sehr klein) und ÜG (Übergröße) schwankt der Bedarf, dem mit über 40 Größenvariationen Rechnung getragen wird. Wir waren Augenzeuge bei so einer

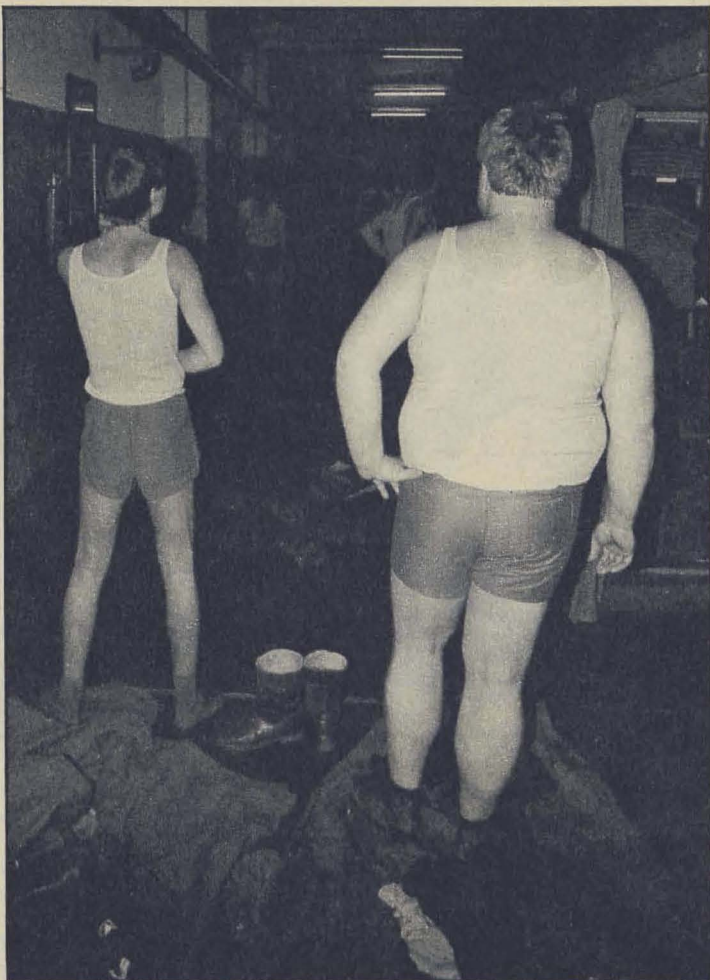
Rock- Maßnahme für David und Goliath



Mit der Maßnahme – gibt es ein schöneres Wort?! – ist nicht diese nebulöse Formulierung gemeint, mit der man vom Kaffeetrinken bis zur taktischen Übung alles, aber auch alles bezeichnen kann: Nein, diese Maßnahme gilt hier in des Begriffes wörtlicher Bedeutung. Bevor jeder neu im Truppenteil Angekommene seine Siebensachen fürs Soldatsein erhält, wird nämlich siebenmal Maß genommen: Körperhöhe, Brust-, Taillen-, Kopf- und Halsumfang, Fußlänge und Schuhgröße. Alles in Zentimetern. Das muß sein, weil Oberleutnant Joachim Drews, der 24jährige zuständige B/A-Offizier, und seine kleine Truppe nicht so schematisch an die Vergabe der Soldatenkleidung rangehen können, wie es das Sprichwort sagt. Von wegen: Der alte Rock gibt das Maß für den neuen! Schön wär's ja, wenn die jüngeren und älteren Burschen über ihren Zivilrock Bescheid wüßten. Da aber offensichtlich vielfach Mami oder Frauchen den Sohn oder Mann angezogen haben, ist jetzt einmal richtig gemessen besser, als dreimal umsonst anprobiert auf der Runde im B/A-Lager. Die von jedem Soldatenjahrgang aufs neue ins Spiel gebrachte Klischeevorstellung von an den Hals geworfenen Sachen und der keinen Widerspruch dulddenden Bemerkung „Paßt!“ wird hier niemand erleben. So etwas kann einer doch nur als Anekdote gelesen oder vom Urgroßvater gehört haben – oder?

„Überhaupt nicht. Ich hatte so einen alten Fuchs bei meiner Einkleidung“, erzählt Stabsfeldwebel Uwe Ziplies, B/A-Bearbeiter im Pionierbataillon, „der hat mich nur angesehen, in die Regale gegriffen, zack, zack, zack – paßt! Und Tatsache, ich habe kein einziges Stück tauschen müssen. Der Mann hatte eben Erfahrung – und ich natürlich 'ne tadellose Figur!“

„Zippi“ ist eine der vielen verlässlichen Stützen, wenn es bei Entlassungen und Einberufungen im B/A-Bereich hoch hergeht.



Der „kleine“ Unterschied ist es, der die Arbeit des B/A-Kollektivs interessant macht.

„An solchen Tagen wird jede Hand gebraucht“, meint Lagerverwalter Feldwebel Michael Wünsch. Und er weiß, wovon er redet: „Es ist ja nicht so, daß wir unerschöpfliche Reserven an neuen B/A-Stücken hätten, auf die bei der Neueinkleidung nur zurückgegriffen zu werden braucht. Ein großer Teil der Sachen muß wenige Tage nach einer Entlassung gereinigt, wenn erforderlich ausgebessert und sortiert in den Regalen für die nächsten bereitliegen.“

Das klingt ja ganz lässig, etwa wie „Geht alles seinen Gang, ganz undramatisch“. Ich weiß aber, daß noch Minuten vor der

Ankunft der Neuen manche Lücke im Angebot klaffte, die dem B/A-Offizier doch einen Schauer übers Kreuz kriechen lassen mußte. Er ist verantwortlich für die knapp befristete, norm- und paßgerechte Einkleidung. Sein Vorgesetzter wartet oft noch am Ankunftsstage der Neuen auf die Vollzugsmeldung. Das ist der Druck, mit dem das B/A-Kollektiv mehrmals im Jahr leben muß. „Wenn ich nicht wüßte“, berichtet Joachim Drews, „daß auf unseren Kooperationspartner, das Dienstleistungskombinat Boizenburg, und dort insbesondere die Wäscherei in Zarrentin, so hundertprozentiger Verlaß ist – ich

Christine Garling hat sich, wie alle Schneiderinnen, im Wettbewerb eine zusätzliche Instandsetzung vorgenommen.



*Bitte sehr, einmal mot. Schützen-
gruppe oben mit!*



käme aus dem Haareraufen nicht raus. Nicht selten über Nacht sind Sortimentslücken in unserem Bestand dadurch vergessen gemacht. Und ich muß auch jetzt nicht unruhig sein, ob die noch fehlenden 1500 Kragenbinden, ob Woldecken und Arbeitskombinationen rechtzeitig rankommen. Die Zarentiner hatten das bis jetzt immer im Griff."

Ich hefte mich an „Zippis“ Fersen und schaue mal bei dem Zarentiner Partner des NVA-Regiments rein. Von Mangel an Aufträgen kann dort überhaupt keine Rede sein. Die stapelweise lagernden Wäscheballen lassen nicht mehr als schmale Schlängelgänge in den Arbeitsräumen frei. Betriebsleiter Werner Schulz wertet den Arbeitsvertrag mit dem NVA-Truppenteil für sich als echten Reservistenauftrag und für sein ganzes Kollektiv als Anstrengung in Sachen Landesverteidigung. Zum überwiegenden Teil ist das übrigens FDJ-Initiative. So bewältigen beispielsweise die beiden 19jährigen Heike Tollkühn

und Angela Greiner die Annahme und Ausgabe der Wäsche. Und obwohl die Soldaten gern mitzufassen – eine schwere Arbeit bleibt das für die Mädchen doch.

Für den mit Trainingsanzug bekleideten Soldaten im Grundwehr- oder Reservistenwehrendienst läuft die Einkleidung gänzlich unbelastet von diesen Dingen ab. Folglich sieht er diese, seine erste Aktivität im Armeeleben sicher auch ganz anders als der B/A-Offizier. Der Soldat möchte nicht lange warten, was verständlich ist. Nach einer oft langen Bahnfahrt zermürbt das ja zusätzlich. Er möchte seine „Klamotten“ schnell haben. Passend, vollzählig, in einwandfreier Qualität, so daß ihm Laufereien wegen Umtausch oder Abänderung erspart bleiben. Was er im B/A-Lager zu sehen bekommt, läßt die Hoffnung auf reibungslosen Ablauf wachsen. Die über 400 Regale sind wohlgefüllt, bestechend übersichtlich einsortiert, 17 Stationen im Rundkurs ausgeschildert und meist durch Fachkräfte besetzt. Wenn es draußen vor der Hallentür mitunter einen Stau gibt, so nur, weil sich die Einhei-

ten nicht exakt an die aufgeschlüsselten Zeiten halten.

Der freundlichen Aufforderung, sich als erstes unter die Meßlatte zu stellen, kommen die meisten ohne Schwierigkeiten nach. Für Soldat Uwe Schöne allerdings, den Landmaschinen-Traktorschlosser aus Bernburg, gibt's da ein Problem. Bei 200 ist Schluß mit den Zentimeterstrichen. Der das Maß nehmende Soldat ist gerade noch in der Lage, mit den Fingerspitzen das Gleitholz nach oben zu schieben. Aber Uwe ist Kumpel, er hilft aus, hat zudem seine Maßliste perfekt von der jüngsten Untersuchung drauf: Körperhöhe 2,01 m, Schuh-





Es zieht eben jeder die Jacke an, die ihm paßt, und zwar so, wie es ihm paßt (links). Trainingsanzug mit Stiefeln? Bei der Einkleidung geht es noch ohne die Strenge der Bekleidungsvorschrift zu.



große 45, Ärmellänge sl, ganz klar, was sonst. Uwe geht auf seinem Rundweg durchs Lager nirgends leer aus. Auch ein Winterfelddienstanzug in Übergröße findet sich und paßt gut. Das bestätigt ihm Kollegin Christine Garling, eine der Schneiderinnen, für die an solchen Tagen die Nähmaschinen stille stehen. Ihr reicht Uwes Hose schlichtweg vom Boden bis zu den Schultern. Was die Ausgangsuniform betrifft, da hat man – wie auch im Falle Uwe Köplins und anderer – schon genug Erfahrungen gesammelt. Da kann nur mit Maßanfertigung eine zufriedenstellende Lösung gefunden werden.

Da bei solchem Andrang nicht in jeder Minute jeder Soldat mit sich und seinen neuen Sachen beschäftigt sein kann, lassen es die Wartenden nicht an „guten Ratschlägen“ für diejenigen fehlen, die sich soeben mit Hose, Jacke oder Hemd abmühen. „Also, ich würde diese Hose nicht nehmen“, wird ein ohnehin nicht ganz sicherer „Kunde“ in seinem schwachen Selbstbewußtsein erschüttert. „Da guckt ja das Taschenfutter raus!“ Seinen un-

gläubigen Blick auf die bloß nach außen gewendeten Hosentaschen quittieren die anderen – na klar, mit einer Lachsalve.

Kollegin Ingrid Perner, Sachbearbeiterin B/A, hatte noch kurz vor Beginn der Rock-Aktion ihren Arbeitskolleginnen eingestanden: „Mann, is mir komisch. Wie vor 'ner Prüfung!“ Nun hat sie sich aber schnell ein Herz gefaßt und fordert einen Reservisten bei der Anprobe des Oberhemdes forschend auf: „Genosse, nun nehmen Sie mal Ihren Bart etwas hoch, damit ich Ihre Kragenweite besser erkennen kann!“

Christine Garling hatte sich leicht gesträubt, als sie die Station „Tuchuniform“ übernehmen sollte. „Jaja, und dann ist wieder so einer dabei wie letztens“, sagte sie begründend, und alle in der Runde schmunzelten wissend. Was war da, Christine? „Naja, wenn man die Ausgangshose anprobiert, ist es doch normal, daß man da ohne Trainingshose reinsteigt. Sonst ist sie ja dann gleich zu weit. Ich sage das

den Genossen, die nicht von selber drauf kommen. Aber neulich weigerte sich doch einer richtig. Nur mit Trainingshose! ‚Was soll denn das Theater‘, sage ich, ‚nun ziehen Sie schon die lange Hose aus!‘ Wer konnte denn ahnen, daß der nix drunter hat! Da hab ich vielleicht eine rote Birne gekriegt! Aber anprobiert hat er ohne Trainingshose. Seitdem frage ich an der Stelle ein bißchen vorsichtiger.“

Bei Soldat Holger Ziegler müssen die Konfektionsreserven bis zum äußerst Möglichen ausgeschöpft werden. Auf seine 1,80 m Größe ist aber auch allerhand zusammengekommen: Taille – 134 cm, Brustweite – 127, Halsweite – 48. Oberleutnant Drews und die Schneiderin Sieglinde Lange versuchen es als letztes mit einer 56/2. Die hat immerhin 16 Zentimeter mehr Bauchweite. Doch auch jetzt müssen sie passen. „Genosse, das ist wirklich die größte Jacke für Sie hier am

Wunschtraum jedes Lagerverwalters: Wenn sich doch nur alles so schön stapeln ließe wie Uniformhosen! Rechts: Christine Garlings starke Strecke – Station Uniformhose!



Lager", leitet der Offizier eine nicht zum ersten Mal verwendete, durch Tatsachen erhärtete Argumentation ein. „Die paßt zwar nicht, aber die können Sie ruhig nehmen. Sie werden sehen, nach der ersten Woche Grundausbildung kommen Sie sogar und wollen sie gegen eine kleinere tauschen. Glauben Sie's mir, es ist tatsächlich so. Die hier ist sozusagen bloß auf Bewährung.“ Die Worte verfehlen ihre Wirkung nicht. Ein Nachrückender frotzelt: „Da würdest eben solange nicht ausgehen können, biste reinpaßt in Deine Jacke, Junge.“

Was aber, wenn das Koppel trotz Luftanhaltens nicht zu schließen ist? Soldat Bernd Henneboldt hat an seiner Station 16 einige Gerade-nach-Kandidaten. 140 Zentimeter mißt das längste Lederkoppel. Gerade noch schließt das 140er bei Soldat Andreas Konrad mit seiner m-52/2-Figur. Bernd kann ihn trösten. Zu einem Koppel wäre Andreas auf alle Fälle gekommen. Auch wenn er erstmal zwei Stück

hätte nehmen müssen – zwei 80er, zusammengenäht zu einem. Man muß sich nur zu helfen wissen!

Damit kein falscher Eindruck entsteht: die Mehrzahl der Neuen liegt in der Norm. Nur die Reservisten machen vielfach eine Ausnahme, die zeigen Tendenz zum Speck. Und die Kleinen, Runden – das sind dabei die schwierigsten Kunden, meinen die B/A-Leute aus dem Regiment. Solche dagegen wie den Gefreiten Volkmers Schreiber sehen sie gern. Der Reservist ist Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr in Audenhain im Kreis Eilenburg. Er hat verständlicherweise seine Uniformmaße abrufbereit und kriegt fast auf Anhieb das Richtige. Er kann auch bei der Auswahl der bereits von Soldatenfüßen eingetretenen Turnschuhe nur lächeln, als ein Neuer sagt: „Wenn ich diese Botten sehe – es kann einem richtig Angst werden, was da auf uns zukommt!“

Ein bißchen Eitelkeit mehr als an anderer Stelle registriert Oberfeldwebel Steffen Zöllick an seiner Station 11 „Schirmmütze/

Wintermütze“. Da wird gerückt und geschoben und gedrückt und natürlich jedesmal in den Spiegel geguckt. Es ist ja doch ein ziemlich fremdes Gesicht, was einem da mit hohem Stirnaufsatz entgegenblickt. Schon nicht mehr ganz so wählerisch ist mancher an der nächsten Vergabestelle. „Ist die Feldmütze nicht ein bißchen klein?“ fragt einer. Ich denke bei mir, wenn erst der Friseur ein bißchen nachgeholfen hat, wird diese Frage überflüssig sein. Ein etwas Vorlauter in der Reihe hat ein viel besseres Argument: „Mensch, du sollst's Käppi ja ooch nich als Ohrenschützer nehmen!“

Bevor jeder Neue mit seinem „Seesack“ auf dem Rücken – wir haben gewogen: gute 30 Kilogramm schwer – schließlich kompaniewärts wanken kann, passiert er bei Gertrud Range die Endkontrolle. Die Kollegin aus der Schneiderei bringt die Ruhe, Übersicht und auch Erfahrung mit, die für diesen Posten angebracht und erforderlich ist. Vielleicht resultiert das zum Teil daraus, daß sie selbst schon drei Kinder über die 20 hat, und si-

Beim Probewiegen für die empfangenen B/A-Sachen ermittelt Oberleutnant Joachim Drews dicke 30 Kilo pro Soldat.



Bei Heike Tollkühn (links) und Angela Greiner in Zarrentin geht die Wäscheannahme Hand in Hand mit den Soldaten.



cher ist es darauf zurückzuführen, daß sie nach wenigstens zwanzigmaliger Teilnahme an Einkleidungen mit nichts mehr zu verunsichern ist. Von ihr erhält letztlich auch jeder, was ihn zum richtigen mot. Schützen macht: die weißumrandeten Schulterklappen.

An materiellen Dingen – die größenunabhängigen Ausrüstungsgegenstände wie Feldspaten, Kochgeschirr und Tragetaschen werden gleich bis in die Einheiten geliefert – hat der Wehrpflichtige damit alles, was er fürs Soldatsein braucht. Die Einstellung zum Dienst kann ihm allerdings keiner aus dem Regal

reichen. Entweder er hat sie, oder er muß dazulernen. Im Ansatz ist übrigens schon hier, zwischen den Regalen im B/A-Lager, eine Antwort darauf zu kriegen, wie der eine oder der andere seine Pflicht als Staatsbürger mit Friedensauftrag begreift. Persönliche Eigenheiten, Gespräche, Verhaltensweisen geben darüber Auskunft. Ich erinnere mich an den Reservisten Andreas Gresse. Wie bedacht prüfte der Gefreite seine Sachen auf Paßgenauigkeit, wie sorgsam legte er jedes Stück zusammen, wie übersichtlich stapelte er alles in seine Zeltbahn. Da fiel es nicht schwer, ihn mir bei seiner Arbeit in der Grimmaer Gießerei vorzustellen, genauso korrekt. Und exakt auch sicher in seinem Reservistendasein. Andreas Kommentar: „Das muß so sein!“ Andererseits denke ich natürlich auch an den Reservisten, der meinte: „Mir is es egal, ob das Zeug paßt. Das Vierteljahr!“ Ich glaube, Gleichgültigkeit ist immer ein schlechter Berater, vor allem da, wo im großen wie im kleinen zusammen etwas Wichtiges bewirkt werden soll. Denn Einstellung zum Wehrdienst äu-

bert sich nicht nur im Politunterricht, sie ist stets konkret und persönlich.

Um zwei Uhr früh erstattet Oberleutnant Drews Meldung an seinen Vorgesetzten, daß die Einkleidung des neuen Soldatenjahrganges abgeschlossen ist und dabei 34 850 Stück Bekleidung und Ausrüstung ausgegeben wurden. Die gängigsten Stiefelgrößen 27 bis 29, die bei den Letzten dann doch „vergriffen“ waren, wurden sofort aus dem zentralen B/A-Lager beschafft. Zwei besonders untermaßige Unteroffiziersschüler mußten sich die kleinsten Uniformen sk 44 einkürzen lassen. Und für die ausgefallene Kopfgröße 49 wurde in der Schneiderei eine Feldmütze Größe 52 etwas gerafft!

Probleme, Genosse Oberleutnant? „Nicht der Rede wert“, meint Joachim Drews. Wenn das keine Musik für Vorgesetztenohren ist! Rock-Musik!

*Text und Bild:
Oberstleutnant Bernd Schilling*



postsack

Soldaten und Offiziere nach Feierabend

Der Begriff „Soldat auf Zeit“ ist Wehrpflichtigen bekannt. Doch wer kennt „Soldaten und Offiziere nach Feierabend“? Gemeint sind die Mitglieder der Kulturbundarbeitsgemeinschaft „Befreiungskrieg 1813“ aus Finsterwalde. Alles gediente Unteroffiziere und Offiziere! Ein Reservistenkollektiv in selbstgefertigten detailgetreuen Uniformen, mit Waffen und Ausrüstungen der damaligen Zeit (Zeichnung). Unsere Mitglieder kann man bei Gedenkveranstaltungen, Vorführungen und Traditionsmärschen erleben, wir waren beim Solidaritätsbasar der Journalisten und beim Berliner Jubiläumsumzug dabei. Hauptinhalt stellt die fortschrittliche Traditionspflege dar. Dazu gehört das Erforschen der Geschehnisse von 1813 bis 1815. Viele Stunden gelten aber auch Exkursionen und Vorträgen sowie dem Ausbau der Klub- und Werkstatträume.

Feldweibel d.R.
Hans-Michael Hillebrand,
Finsterwalde



Post für Kolja und Dmitri

Ich habe einen sowjetischen Brieffreund, der jetzt bei der Armee ist. Nun haben ihn seine Kumpels bedrängt, denn auch sie wollen Brieffreundschaften mit Mädels aus der DDR. Sie möchten einen „Klub der internationalen Freunde“ organisieren. Alle Jungs sind so um die 20. Also Mädels, ran an die Stifte! Wer Lust hat, schreibe mir, ich schicke die Post an Andrej in die Sowjetunion.

Katja Pohlmann,
Wilhelm-Pieck-Str. 19,
Senftenberg, 7840



Schlußfolgerungen

Auch unsere Gruppe, die aus neu einberufenen Genossen besteht, beeindruckte das Ergebnis des Gipfeltreffens zwischen Genossen Gorbatschow und Präsident Reagan. Aber wir würden uns auch klar: Jeder ist aufgefordert, weiterhin einen konkreten Beitrag zur Stabilisierung des Sozialismus, zum Erhalt des Friedens zu tun. Dazu kann jeder Soldat etwas beisteuern. Und wir wurden uns einig, um den Bestentitel zu kämpfen.

Unteroffizier
Enrico Habermann

Nachlässigkeit

Mein Sohn leistet seinen Ehrendienst für drei Jahre. Er ist Koch in einem gro-

ßen Dresdner Hotel. Seine Grundausbildung absolvierte er als Bester. Nunmehr Unteroffizier, wurde er schon einige Male ausgezeichnet. Diese Tatsachen erfreuen mich als Vater besonders, sind aber auch seinem Betrieb bekannt. Sicher muß nicht darauf reagiert werden, denn es kann ja sein, daß ein Aushang am schwarzen Brett erfolgte, aber eine kleine Nachricht zum Geburtstag oder zu Weihnachten darf man doch wohl erwarten, oder? Fast alle seine „Kumpels“ haben zu Weihnachten von ihrem Betrieb sogar ein Päckchen bekommen.

Mein Junge ging leer aus und ist darüber enttäuscht, wenn er sich's auch nicht anmerken lassen will.

Hans-Dieter Müller,
Dippoldiswalde

Die Angelegenheit ist inzwischen geklärt worden, das Küchenkollektiv wird seinen Kollegen künftig besser betreuen.

Welche Erfahrungen haben andere Soldaten und Unteroffiziere mit ihrem Betrieb? Und wie halten es die Betriebe mit ihren uniformierten Kollegen? Schreibt uns unter dem Stichwort „Kollege in Uniform“.

„Fachberater“ gesucht

Für meine Klasse suche ich Soldaten, die uns über ihren Werdegang bei der NVA berichten können.

Katrin Kluge,
Paul-Verner-Str. 20,
Berlin, 1153

Bemerkenswert

... finde ich, daß es Mädchen gibt, die sich für den Offiziersberuf, der ja nun nicht der leichteste ist, entschieden haben. Ich würde mich mal gern mit einer Offizierschülerin der

Landstreitkräfte oder der Grenztruppen schreiben.

Roy Meyfarth, Leninring
135/11, Suhl, 6018

Ex-Blaublusen gesucht

Der Traditionszirkel des Küstenschutzschiffes „Prenzlau“ sucht Dokumente sowie ehemalige Besatzungsmitglieder der Vorgängerboote gleichen Namens in der Seepolizei und der Volksmarine. Bekannt sind uns ein Schulboot sowie eine Räumrinasse mit diesem Stadtnamen.

Roland Franke,
Schulstr. 130, Sagard,
2354

15 rauhe Seemänner

... mit weichem Gemüt, als Fähnrichschüler „tätowiert“, wünschen sich Patenschaftsbeziehungen mit einer Mädchenklasse. Fähnrichschüler Frank Ottmann, PF 16 119/NA, Stralsund, 2300



Als 90000. Besucher

... wurde im Januar im Militärklub des Reservistenkollektivs des Gubener Chemiefaserwerkes Frau Heidrun Eichler vom Leiter dieser Einrichtung, Oberstleutnant d.R. Günter Hoffmann, herzlich begrüßt (Foto). Der Klub, der sowohl ein militärpolitisches als auch ein militärtechnisches Kabinett vereint, hat

ÜBRIGENS braucht man bei bestimmten Dingen nicht im dunkeln zu tappen.



in den 20 Jahren seines Bestehens besonders unter den Arbeitskollektiven des Werkes eine starke Resonanz gefunden. Zu den Besuchern zählen auch Delegationen von Patentruppententeilen der NVA, Mitglieder der FDJ sowie Jugendweiheteilnehmer. Günter Schulz, Guben

nen wir uns kaum vorstellen. Da wir wissen, daß unsere Soldaten auch noch ganz andere Pflichten haben, bedanken wir uns über die AR ganz herzlich. Frau Kaiser und ihre 20 „Großen“ aus Brandenburg

Künftige Berufssoldaten

... möchten sich informieren und wünschen sich deshalb Briefpartner aus bestimmten Dienstlaufbahnen: Holger Stockmann, A.-Einstein-Str. 14, Hoyerswerda, 7700 (Politoffizierschüler, -offizier). Mandy Hinke, Topfmarkt 9, Altenburg, 7400 (Nachrichtentechnik und Politoffizier). Steffen Erfurth, Block 493/8/4, Halle-Neu-

Kinderlieb

Seit über einem Jahr hat die älteste Gruppe unseres Kindergartens enge Beziehungen zur Singegruppe aus der Paul-Hegenbarth-Kaserne. Zu sämtlichen Höhepunkten bereiten die Soldaten uns viel Freude mit ihren Liedern und Gedichten. Sie haben immer viele Überraschungen bereit; ein Fest ohne sie kön-

stadt, 4090 (Berufsunteroffizier). Marco Gerth, Klement-Gottwald-Str. 4, Gera, 6500 (Politoffizier).

Ich halte zu ihm

Mein Verlobter ist Berufs-offizier; 1988 wollen wir heiraten. Wir kannten uns schon vor Beginn seines Studiums. Zuerst war ich nicht sehr begeistert, als es hieß: Schatz, wir sehen uns nun seltener! Doch ich habe begriffen, wie wichtig dieser Beruf ist. Als seine künftige Frau werde ich ihm stets zur Seite stehen und ihm treu bleiben, denn ich habe meinen Schatz sehr lieb.

Ramona Singer, Pritzwalk

**gruß
und kuß**

Rückendeckung

Weiterhin viel Erfolg bei der Bewältigung seiner Aufgaben und einen geregelten Dienst wünschen dem Oberleutnant Lutz Feister seine beiden Mäuschen. Auch wenn wir getrennt sind, darfst Du sicher sein, daß wir Verständnis für Deine Arbeit haben, Dir stets Rücken-deckung geben und in Gedanken immer bei Dir sind. Es küssen Dich ganz lieb Töchterchen Michelle und Frau.

Carmen Feister, Marienberg

Gemeinsam weiter

Ich weiß, daß meine Frau eine große Leserin Eurer Zeitschrift ist und möchte sie auf diesem Wege sehr lieb grüßen. Ich bin sehr glücklich mit ihr und freue mich, daß sie mich bei meinem verantwortungsvollen Dienst an der Grenze unterstützt, auch wenn sie sich nicht darauf verlassen kann, daß ich

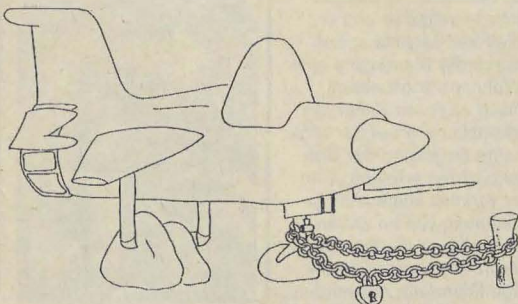
immer pünktlich nach Hause komme. Ich verspreche ihr, daß es noch viele schöne Jahre auf dem gemeinsamen Lebensweg geben wird. Stabsfeldwebel Thomas Riedel



Und außerdem ...

Herzliche Grüße an Feldwebel Bernd Neumann und Soldat Holger Winkler kommen von Onkel Güwi, er wünscht „Allzeit guten Dienst!“. Liebe Grüße sendet Kerstin ihrem Mann, dem Offiziersschüler André Jugl, auch den anderen Genossen seines Zuges wünscht sie alles Gute; David schickt seinem Papa ein ganz dickes Küßchen. Unteroffizier André Arndt soll immer daran denken, daß sein Engel Annett ihn ganz, ganz toll lieb hat. Ewige Treue schwört Jana Schmidt aus Zwickau ihrem Freund in der Armee. Sehr stolz auf den Obermatrosen Andreas Wilhelm ist seine Simone, sie wird immer auf ihn warten. Bleib weiterhin so lieb – das wünschen sich Pumuckel Martina und Tochter Anne von ihrem Unteroffizier Dirk Löbsien. Unteroffizierschüler Olaf Leonhardt wird herzlich von der ganzen Familie in Haldensleben begrüßt. Daniela Geßner läßt ihrem Schatz, Unteroffizierschüler Sven Ebert, ausrichten, daß sie treu und sehr stark bleibt. Yvonne Pfütze gratuliert zum 19. Geburtstag vom Soldaten Jörg Dieme-bier.

Ralf Möbius, AR-Leser und Flugzeugtechniker, schickte uns diese Karikatur



gefragte fragen

Höhere Bezüge?

Ich bin Soldat im Grundwehrdienst und habe die Geschäfte meines ehemaligen Gruppenführers übernommen. Wahrscheinlich werde ich sechs Monate in dieser Funktion arbeiten. Habe ich Ansprüche auf die Dienstbezüge, die für diese Planstelle vorgesehen sind?

Obermatrose
Siegfried Mättig

In diesem Falle können Sie einen Leistungszuschlag erhalten, dessen Höhe der Kommandeur entsprechend der Verantwortung und dem Geleisteten festlegt. Bei Ihrem Dienstgrad wären monatlich 40, 60, 75 oder 90 Mark möglich.

Kann ich zur Feier?

Am 3. Mai werde ich zum drittenmal zum Reservistenwehrdienst einberufen. Am 8. Mai hat meine Tochter Jugendweihe. Im Wehrkreiskommando erfuhr ich, daß eine Vorschrift besteht, die mir bei Vorlage einer Bestätigung der Schule eine Heimfahrt zusichert. Um welche Vorschrift handelt es sich? Was besagt sie?

Gefreiter d.R.

Axel Fechner, Laubusch

In der Urlaubsvorschrift ist festgelegt, daß Armeeghörige bei Jugendweihe ihrer Kinder 2 bis 5 Tage Sonderurlaub erhalten.

Wer ist der Neue?

Zeitgleich mit Admiral Ehm, dem ehemaligen Chef der Volksmarine, wurde auch ich aus dem aktiven Dienst entlassen. Über den neuen Chef unserer Seestreitkräfte hätte

ich gern Näheres erfahren. Obermeister d.R.
Harald Goldschmidt

Vizeadmiral Theodor Hoffmann (Foto) wurde am 27. 2. 1935 in Gustävel bei Wismar in einer Arbeiterfamilie geboren. Er erlernte den Beruf eines Landwirts, trat am 12. 5. 1952 in die bewaffneten Kräfte ein, besuchte die Seeoffizierschule und später die Leningrader Seekriegsakademie. Genosse Hoffmann war anfangs Wachoffizier und Kommandant eines Torpedoschnellbootes, dann Stabschef und Chef von Raketenschnellbooten, in den letzten Jahren Stellvertreter des Chefs des Stabes der Volksmarine, schließlich Stellvertreter des Chefs der Volksmarine und Chef des Stabes.



Zahlenspiel?

Ich bin Soldat auf Zeit und werde bereits im August dieses Jahres entlassen. Unser Hauptfeldwebel hat eine Rechnung aufgemacht, nach der mir für die acht Monate nur 17 Tage Erholungsurlaub zustehen würden. Nun nennt die AR 1/88 aber 18 Tage. Wie sieht Ihre Berechnung aus?

Stabsmatrose

Karsten Wendler

So, wie sie die Urlaubsvorschrift erläutert! Ihnen stehen für das gesamte Kalen-

derjahr 26, für einen Monat mithin 2,16 Tage zu. Mal 8 (Monate) kommen 17,28 heraus, und die sind auf einen vollen Tag aufzurunden.



Spottbillig

Daß die Mieten in unserem Staat spottbillig sind, hat sich längst herumgesprochen. Mich interessiert, welche gesetzlichen Preisfestlegungen dem zugrunde liegen.

Gefreiter Hans Kuhlmay

1981 hat der Ministerrat für volkseigene Wohnungen verordnet: Monatlich sind je Quadratmeter in der Hauptstadt 1,00 bis 1,25 Mark und in den Bezirken 0,80 bis 0,90 Mark zu bezahlen. Dazu kommen Entgelte für die Zentralheizung bis zu 40 Pfennigen pro Quadratmeter.

Wird gezahlt oder nicht?

Mein Schwiegersohn leistet seinen zehnjährigen Ehrendienst in den Luftstreitkräften. Im vorigen Jahr heiratete er und erhielt vier Monate später durch die Dienststelle eine Wohnung zugewiesen. Nach Auskunft seiner Vorgesetzten soll bei der NVA keine Bezahlung der Umzugskosten erfolgen. Gibt es wirklich keine analoge Regelung wie im zivilen Bereich, wo die Betriebe ihren Werkträgern derartige finanzielle Aufwendun-

gen zurückzahlen? Manfred Berthold, Dresden

Auch in der NVA werden Umzugskosten erstattet. Ihr Schwiegersohn möge beim Finanzorgan seiner Dienststelle die Einzelheiten dazu erfragen.

Wieviel USA-Militärstützpunkte?

Bei der Diskussion in unserer Einheit um Probleme der Abrüstung wollen wir gern erfahren, wieviele Stützpunkte die USA außerhalb ihres nationalen Territoriums besitzen. Oberfeldwebel
Gerhard Teilmann

Die Vereinigten Staaten unterhalten im Ausland 1500 Militärbasen in 32 Ländern und haben im Ausland 510 000 Militärangehörige stationiert, das heißt mehr als ein Viertel ihrer Streitkräfte.

30 Jahre ist's her

Wer war eigentlich der erste „Armeesportler des Jahres“? Und was macht er heute?

Oberfeldwebel
Michael Kamenz

Leutnant Hermann Buhl, der 1958 bei der 1. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen in Leipzig Sieger im 3000-m-Hindernislauf wurde (Foto). Der heute 52jährige Professor arbeitet als Forschungsdi-



rektor im Bereich Sportmedizin/Biowissenschaft im Forschungsinstitut für Körperkultur und Sport in Leipzig.

Im Mondenschein?

Wenn ich meinen Mann – er wurde zum Grundwehrdienst einberufen – besuche, hat er bis 24 Uhr Ausgang. Da ich aber erst 01.35 Uhr von seinem Standort zurückfahren will, möchte ich wissen, ob er eine Ausgangsverlängerung beantragen kann – bis 02.00 Uhr.

Angela Hoffmann, Kühren
Das sollte er, denn bei Besuchen von Ehepartnern kann die Ausgangszeit erweitert werden.



Appell-Durcheinander

Wie es mir scheint, gibt es in unserem mot. Schützenregiment „Hans Kahle“ keine übereinstimmende Festlegung, wie bei einem Bekleidungs- und Ausrüstungsappell der Inhalt des Teils I des Sturmgepäcks auf der Zeltbahn auszurichten ist. Können Sie ein Foto oder ähnliches schicken, damit unsere Einheit bei einer nächsten ähnlichen Maßnahme nicht wieder ein ganzes Wochenende verbringen muß? Gefreiter Henry Jurack

In jeder Dienststelle gibt es die Richtlinie 063/8/006 des Leiters des Beklei-

dungs- und Ausrüstungsdienstes, auf die übrigens auch in der Bekleidungs-vorschrift hingewiesen wird. Die Richtlinie erläutert – auch anhand von Fotos und Schemen –, wie derartige Kontrollen auszu-sehen haben.

Stoßkraft

Wieviel Panzer besitzt die Bundeswehr? Unterfeldwebel Gert Till Rund 4900. Konkret: 650 M-48 A2 G2, 2437 Leopard 1, 1800 Leopard 2. In den nächsten beiden Jahren sollen weitere 150 Leopard 2 zugeführt werden. Damit profiliert sich die Bundeswehr nächst den USA-Streitkräften als zweitstärkste Panzerarmee der NATO.

Welche Prämie?

Beim fünfmaligen Erringen des Bestintitels wird man mit dem Leistungsabzeichen der NVA ausgezeichnet. Für den Titel erhält ein Gruppenführer 200 Mark; gibt es die 150 Mark für das Leistungsabzeichen zusätzlich oder nur allein? Unteroffizier Maik Ostwald Ihnen stehen zunächst die 150 Mark zu. Zusätzlich wird die Differenz zwischen dieser und der bisher für den Bestintitel erhaltenen Summe gezahlt. In Ihrem Falle also 50 Mark.

hallo, ar-leute!

Sieben Jahre

... lese ich die AR nun schon und finde sie sehr gut. Dieses Magazin ersetzt einem zwar nicht alles, aber ich meine, daß es jungen wie alten Genossen hilfsbereit zur Seite steht. Es gefällt mir, daß Ihr die Leute nicht mit ihren Pro-

blemen allein laßt. Mir hat AR einiges gegeben, und ich hoffe, das bleibt auch so.

Offiziersschüler
Maik Dapper

An uns soll es nicht liegen!

Nicht nur für Militärs

Ich bin immer begeistert über die Artikel aller Art in der AR, die ich seit einigen Jahren eifrig lese. Vor allem freue ich mich, daß das Soldatenmagazin auch für die zivile Bevölkerung attraktiv gestaltet ist.

Renate Weise, Bad Dübren

Schlechte Kritiken

... müssen auch sein, aber nicht von mir. Seit 1981 lese ich Euer Magazin und bin mit ihm sehr zufrieden. Es wird ein relativ umfangreiches Programm von Euch abgewickelt. Also, meine Anerkennung. Martina Mönnich, Bischofswerda

Unleserlich

Die Seiten 66/67 im Januarheft: Schwarzer Text auf schwarzem Grund! Das muß doch nicht sein, das Lesen fällt sehr schwer. Bitte in Zukunft so etwas vermeiden.

Günter Winkler, Strießen

Puppenspieler überzeugte

Danke für den Artikel über Sergej Obraszow (Heft 1/88). Ich mag den sympathischen Russen und seine Puppen. Der Mann ist eine Wucht und gewaltig. Wer seine Stücke kennt, wird wissen, wie gesund sein Spiel für die Lachmuskeln ist, und trotzdem hat der Mensch Obraszow eine überzeugende politische Stellung im Leben und auf der Bühne. Katja Pohlmann, Senftenberg



Preußische Musketiere

... bei den Arbeiterfestspielen 1988? Kein Trugbild, sondern zu erleben bei einem historischen Militärkonzert. AR erinnert deswegen in Wort und Bild an die Militärmusiktage des vergangenen Jahres, die man sozusagen als Generalprobe für den Auftritt in Frankfurt (Oder) ansehen konnte. Zum weiteren AR-Angebot gehören je ein Interview mit einem jungen Panzeroffizier und einer jungen Rocksängerin: Petra Zieger. AR-Reporter berichten über ihre Erlebnisse an Bord eines Feuerlöschbootes der Volksmarine und bei den tapferen Kämpfen Nikaraguas. Allerhand zu gewinnen gibt es bei einem militärtechnischen Preisausschreiben. Wir veranstalten eine neue Solidaritäts-Auktion, stellen junge Handballer der Armeesportvereinigung Vorwärts vor, befassen uns in der Reihe Militaria mit der Schlacht am Kursker Bogen und lassen erneut Soldaten für Soldaten schreiben

in der nächsten



Ein Tatsachenbericht von Dr. Christian Heermann

Vater Stieber ist ein frommer Mann. In Merseburg fristet er das bescheidene Leben eines kleinen Beamten. Als ihm am 3. Mai 1818 ein Sohn geboren wird, läßt er ihn auf die Namen Wilhelm Johann Carl Eduard taufen, und sein ganzes Trachten zielt fortan darauf ab, dem Sprößling einen ersprießlichen Lebensweg zu ebnen. Würden und Bürden eines Pfarrers erscheinen ihm als Krönung irdischen Daseins. So spart er sich Groschen um Groschen vom Munde ab, um dem Sohn ein Theologiestudium zu ermöglichen.

Wilhelm lauscht den Reden von Kathedern und Kanzeln, läßt seine Gedanken kreisen, überdenkt seine Zukunftschancen und kommt zu dem Schluß, daß ein kleiner Mann das große Geld nicht auf frommen Pfaden finden kann. Heimlich

wechselt er die Fakultät und dringt nun in das verworrene Gestrüpp der Paragraphenwelt ein. Als Jurist oder gehobener Polizist, so kalkuliert er, könne man die richtigen Verbindungen knüpfen und zu Reichtum gelangen.

Anno 1841 beginnt Dr. jur. Wilhelm Stieber, die erlernte Theorie am Berliner Kriminalgericht in die Praxis umzusetzen. Es gelingt ihm sogar, das Wohlwollen des Polizeipräsidenten Egon von Puttkammer zu erlangen: Er bekommt die Erlaubnis, jederzeit das Polizeipräsidium zu betreten und jede gewünschte Akte einzusehen. Offiziell heißt es, das dürfe er wegen seiner nebenamtlichen Redakteursarbeit für die „Beiträge zur Erleichterung des Gelingens der praktischen Polizei“. Für jenes einmalige Ausnahmerecht gibt es aber noch andere Gründe. Denn gleichfalls „nebenamtlich“ bearbeitet Stieber Geheimaufträge für die Abteilung IV – so der nichtssagende Name für die Berliner Kriminalpolizei, der auch politische Aufgaben obliegen und die in ihrer Tätigkeit nicht auf die preußische Hauptstadt beschränkt ist. Stiebers

größter Fall in diesem Rahmen beginnt im Februar 1845.

Mit Sonderauftrag und falschem Paß nach Schlesien

Der Schock des schlesischen Weberaufstandes vom Juni 1844 steckt den Behörden noch tief in den Knochen. Da flattert dem Innenminister ein Bericht

auf den Tisch, daß in Hirschberg (heute Jelenia Gora, VR Polen) eine Verschwörung vorbereitet



Die Siegessäule auf dem Königsplatz in Berlin, am 2. September 1873 als Symbol des preußisch-deutschen Großmachtschauvinismus eingeweiht

Rechts davon: Stiebers großer Gönner: der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861)

König



werde. Graf Adolf Heinrich von Arnim entscheidet, daß Wilhelm Stieber, der gar nicht

seinem Ministerium untersteht, die Angelegenheit untersuchen solle. Der 27jährige ist sofort bereit, und mit einem falschen Paß reist er als „Landschaftsmaler Wilhelm Schmidt“ nach Hirschberg.

Schon nach acht Tagen gibt er seinen Bericht: Nicht nur in der Stadt, sondern in ganz Schlesien verbreite sich der Bazillus

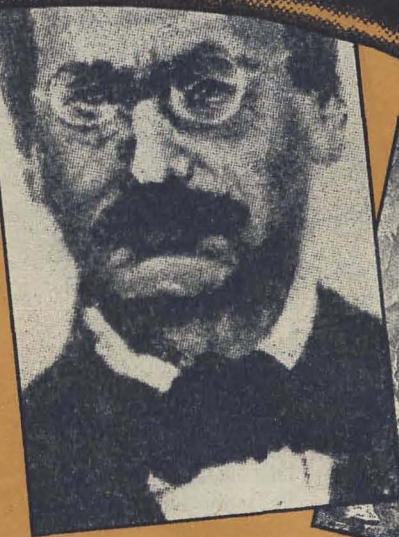
des Aufstandes, und gegen den König sei ein Komplott geplant. Kopf der Verschwörer sei der Tischlermeister Wurm aus Warmbrunn (heute Ciaplice Śląskie Zdrój, VR Polen). Im folgenden Prozeß ergeht gegen Wurm das Todesurteil. Seine ganze Schuld bestand darin, daß er – wie später bekannt wurde –, gegenüber dem „Landschaftsmaler Schmidt“ erwähnt hatte, einmal zur Teilnahme an einer Verschwörung aufgefordert worden zu sein. Ein Gnadenakt wandelt das Strafmaß in lebenslanges Zuchthaus.

Der Gerichtsreferendar hat sich noch eine weitere Einnahmequelle erschlossen – wiederum „nebenberuflich“, und zwar als Strafverteidiger. In nur fünf Jahren kommen weit über tausend Fälle zusammen, und für manche Vorgänge kassiert er stolze 500 Taler. Dafür kann er seinen Mandanten auch etwas bieten. Durch die ungehinderte Akteneinsicht im Polizeipräsi-

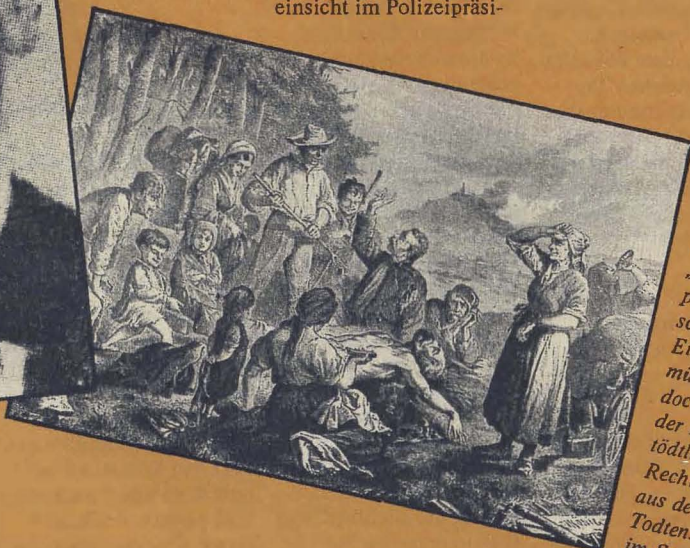
dium ist er Anklägern und anderen Verteidigern mindestens um eine Nasenlänge voraus.

Es kommt der März 1848. Als am 18. jenes Monats Friedrich Wilhelm IV. wegen der revolutionären Ereignisse vorsorglich seine Flucht aus Berlin vorbereitet, hat Stieber die Order, den polizeilichen Schutz zu organisieren. Der Preußenkönig jedoch bleibt, und am 21. März unternimmt er sogar – mit schwarzroter goldener Armbinde – einen demagogischen Umritt in der Stadt. Diesmal ist Stieber von sich aus dabei, immer in der Nähe des Monarchen, um ihn notfalls „vor der tobenden Volksmenge“ zu schützen.

Damit hat der Kujon (Taugenichts) das Wohlwollen seines Königs auf sich gelenkt, und das noch immer „untergeordnete Polizei-Individuum, auf wilder Jagd nach Gehalts-



Dr. jur. Wilhelm Stieber (1818–1882), einer „der elendsten Polizeilumpen“ des 19. Jahrhunderts.



Eine von Stieber in die Presse lancierte Lithographie mit diesem Untertext: „Verhierte Szechen plündern einen preußischen Grenadier aus. Ein Verwundeter hebt mühsam den rechten Arm, doch der Kerl mit der Mistgabel ist zum tödlichen Stoße bereit. Rechts säuft eine Bestie aus der Feldflasche des Toten.“ Erschienen im September 1866.

und

Kujon

König

und Amtserhöhung“, so später Karl Marx, soll den erhofften Lohn auch erhalten. Einige Monate müssen allerdings noch vergehen.

Ende 1850 schreibt der König an seinen Ministerpräsidenten Manteuffel, daß man „dem preußischen Publikum das lange und gerecht ersehnte Schauspiel eines aufgedeckten und vor allem bestraften Komplotts“ geben müsse. Stieber, „eine kostbare Persönlichkeit“, solle alles inszenieren: „Eilen Sie also mit Stiebers Anstellung und lassen Sie ihn sein Probestück machen.“

Diesen Brief vom 11. folgt am 16. November 1850 die offizielle Berufung Stiebers ins Polizeipräsidium. Er wird Chef der Abteilung IV, damit gleichzeitig Leiter der Sicherheitspolizei, und am 1. Mai 1851 erfolgt die Ernennung zum Polizeirat. Noch am gleichen Tag reist er nach London ab, um die dort bereits agierenden Geheimagenten der Berliner Polizei bei der Beschaffung von „Belaustungsmaterial“ anzuleiten.

Die „unerhörten Enthüllungen“ sind simple Fälschungen

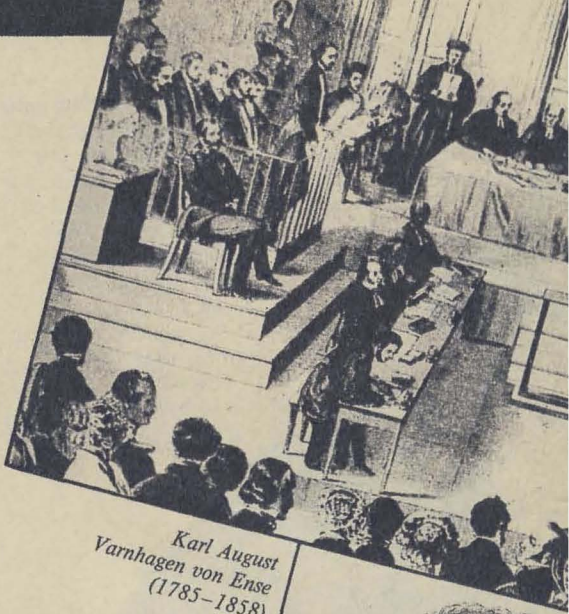
Der Schlag soll gegen den „Bund der Kommunisten“ geführt werden. Die Zentralbehörde dieser ersten internationalen Organisation der Arbeiterklasse war von Marx und Engels zwar schon seit längerem nach Köln verlegt worden, in

der britischen Hauptstadt gibt es aber noch die Gruppe Willich/Schapper, die wegen abenteuerlicher Konspiration aus dem Bund ausgeschlossen worden war. Dort, so hofft Stieber, könne er brisantes Material finden.

Er organisiert einen Einbruch, und weil die erbeuteten Papiere recht belanglos sind, werden sie durch Fälschungen angereichert. „Unerhörte Enthüllungen“ werden angekündigt, und dennoch läßt der Prozeß gegen elf inzwischen verhaftete Mitglieder des „Bundes der Kommunisten“ anderthalb Jahre auf sich warten.

Der Kujon hat noch nicht das vom König erhoffte „Probestück“ erbracht, sich beispielsweise in der Datierung von Fälschungen geirrt und keine überzeugenden „Beweise für eine Verschwörung der Partei Marx“, wie behördenoffiziell der Bund bezeichnet wird, vorgelegt. Das will er im Oktober 1852, als sich der Prozeß in Köln nun mühsam dahinschleppt, noch rasch nachholen. Er präsentiert ein „Originalprotokollbuch“, das angeblich die Korrespondenz zwischen Marx und den Angeklagten nach der Verhaftung und „Pläne zur Revolution“ enthalte. Die Verteidiger können das Machwerk als plumpe Fälschung entlarven: Denn erneut gibt es Widersprüche in den Datumsangaben. Handschriften lassen sich als unge-

schickte Nachahmungen erkennen. Schließlich weigert sich der Fälscher Hirsch, die „Echtheit“ des Elaborats zu beschwören. Prozeßbeobachter erwarten nun ein rasches Ende der Justizfarce und den Freispruch der Angeklagten,



Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858)



doch sie haben sich geirrt. Der König will seine Rache, und so werden die Kommunisten Heinrich Bürgers, Peter Nothjung und Peter Röser zu je sechs Jahren Festungshaft verurteilt. Viermal werden je drei Jahre verkündet, nur viermal gibt es Freispruch.

In seinen „Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln“ entlarvt Karl Marx in der ihm eigenen meisterlichen Art die Praktiken der preußischen Polizei. Die Schrift erscheint zunächst (1853) anonym und wird illegal

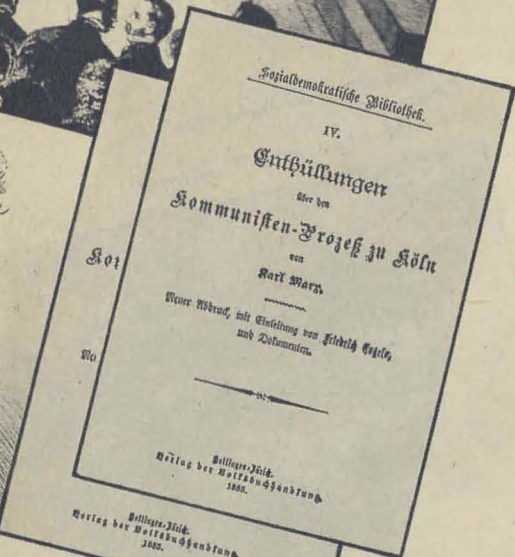
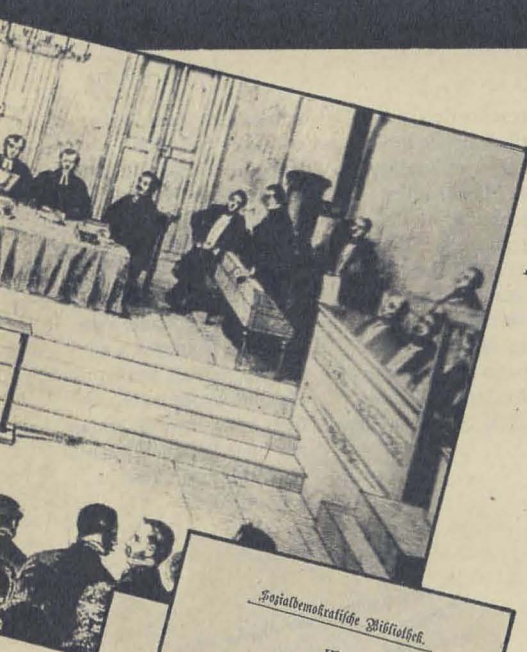
vertrieben. 1885 besorgt Friedrich Engels eine 3. Auflage mit Angabe des Verfassers. In der Einleitung nennt er Stieber treffend einen „der elendsten Polizeilumpen unseres Jahrhunderts“.

Aufstieg zum Direktor der Geheimen Feldpolizei

Auf Stiebers treibendes Motiv, seine Geldgier, weist auch der preußische Gesandte in London, Chri-

und Kujon

*Der Kölner
Kommunistenprozeß,
dem Stieber das
„Belastungsmaterial“
präparierte.*



*Das Titelblatt
der 3. Auflage
dieser Schrift
von Karl Marx.*

stian von Bunsen, in einem Brief hin: „Ew. Majestät können mir glauben, daß er nichts als ein durchtriebener Schelm ist, eine Schuftseele, die sich nicht bekehrt hat, sondern nur verkauft.“ In Sachen seines Kujons aber hat der König taube Ohren und offene Hände. Er läßt ihn vom Polizeirat zum Polizeidirektor befördern, mit dem „Roten Adlerorden“ dekorieren und bezahlt ihn fortan als engsten Berater in staatspolizeilichen Angelegenheiten. Im Auftrage des Monarchen recherchiert Stieber gegen hohe und höchste Beamte. Damit aber hat er auch Neid und Rachegeleüste geweckt, die sich offenbaren, als im Oktober 1857 Friedrich Wilhelm IV. erkrankt und sein Bruder Wilhelm I. die Regentschaft übernimmt.

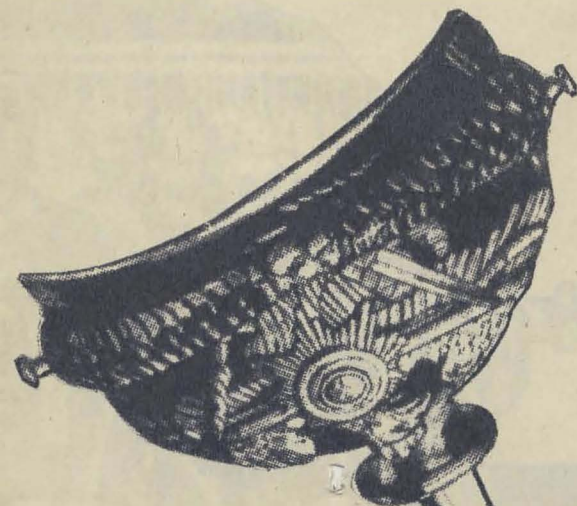
Dieser Wechsel wird von einigem Machtgerangel zwischen den Fraktionen der herrschenden Klassen begleitet. Das Junkertum muß der ökonomisch erstarkten Bourgeoisie ein paar Zugeständnisse machen, einige rechtsliberale Minister ziehen ins Kabinett ein. Alles werde nun anders, heißt es; vorbei seien die Jahre der Reaktion, man werde mit den Gesetzesverletzungen aufräumen. Unter anderem geht es um 387 Fälle willkürlicher Inhaftierungen in den Jahren 1855/56, bei denen keine staatsanwaltliche

Entscheidung vorlag.

Justizminister Simons und Oberstaatsanwalt Schwarck sollen die Vorgänge klären. Beide gehören zu jenen, die Stiebers exponierte Stellung am Hofe mit wachsendem Mißfallen verfolgen, verfügt doch der ihnen nachgeordnete Beamte über größeren Einfluß als sie selbst. Jetzt ist die Stunde ihrer Rache gekommen. Am 13. April 1860 wird Stieber verhaftet: Er sei der Hauptschuldige für alle Gesetzesbrüche, wird verlaubar. Damit freilich wird der Bogen überspannt, denn auch Stieber hat noch seine Gönner. Fünf Tage später ist er wieder auf freiem Fuß.

Nun will Stieber den Spieß umdrehen. Er veröffentlicht in mehreren Zeitungen eine „Nothgedrungene Rechtfertigung“ und bezichtigt Simons und Schwarck strafbarer Handlungen; Beweise dazu könne er vorlegen.

Da sich ein Riesenskandal anbahnt, schreitet die preußische Regierung ein. Schwarck und Simons verlieren ihre Ämter, Stieber wird „mit mäßigem Wartegeld zur Disposition gestellt“. Aus dem „mäßigen“ wird bald ein „angemessenes Wartegeld“ – jährlich glatte 1 000 Taler; Stieber bezieht es für die Zeit von genau 5 Jahren, 5 Monaten und 5 Tagen. Ein Vielfaches davon verdient er als Grundstücksmakler, Spekulant und Bauherr sowie durch Honoraraufträge für die Berliner Kriminalpolizei hinzu und, wie er selbst schreibt, durch „privatpolizeiliche Geschäfte im Interesse der russischen



Regierung, welche sehr gut honoriert wurden“. Anders ausgedrückt: Stieber ist bezahlter Agent des zaristischen Geheimdienstes Ochrana und recherchiert in Deutschland nach Gegnern des Zarenregimes.

Das „Central-Nachrichten-Bureau“ als Geheimdienstzentrale

Am 15. Juni 1866 beginnt der von Preußen provozierte Krieg gegen Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland, und schon eine Woche vorher ist Stiebers „Wartstellung“ beendet. Er wird von Bismarck zum Direktor der Geheimen Feldpolizei ernannt und erhält Machtbefugnisse wie nie zuvor. Eine Kabinettsorder legt die Aufgaben fest: Schutz des Königs, des Ministerpräsidenten und „hervorragender Beamter“, Kontrolle des Brief- und Telegrafatenverkehrs und der Presse, „Beschaffung von Nachrichten über die feindlichen Armeen“, Anwerbung von Spionen, „strenge Fremdenkontrolle“ – womit die Gegenespionage gemeint ist – und anderes mehr. Das gesamte Personal des Großen Hauptquartiers hat sich Stiebers Anordnungen zu fügen.

An der Seite von Wilhelm I. und Bismarck macht Stieber den Feldzug mit, der am 3. Juli 1866 bei Königgrätz (Heute Hradec Králové ČSSR) zu preußischen Gunsten entschieden wird. Zehntausende Tote bedecken das Schlachtfeld, das am frühen Morgen des 4. Juli

von der Feldpolizei vier Stunden lang „inspiziert“ wird – auf Befehl von Stieber. Danach fehlen bei mindestens 60 bis 70 gefallenen österreichischen Offizieren die Gelddörren, Fingerringe und alle Wertsachen. Wie erst 1980 durch Analyse und Vergleiche damaliger Berichte ermittelt wurde, duldete Stieber nicht nur diese Leichenfledderei, sondern stiftete sie höchstwahrscheinlich sogar an. Im September 1866 lanciert er Presseberichte, die „vertheerten zechischen Bur-schen“ die Diebstähle an Toten in die Schuhe schieben.

Zu jener Zeit hat Stieber Einfluß auf das gesamte Pressewesen, denn seit dem 1. August 1866 ist er im Range eines Geheimen Regierungsrates Chef des neuen „Central-Nachrichten-Bureau“. Zu dessen Aufgaben gehört die Lektüre „aller preußenfeindlichen Zeitungen und die Erforschung der Urheber der feindseligen Zeitungsartikel“, aber auch, wie es Stieber selbst formuliert, „eine geschickte, am wenigsten bemerkbare Leitung der öffentlichen Meinung durch die Form der Mitteilung einzelner Ereignisse, ... eine Monopolisierung der telegraphischen Zeitungskorrespondenz in Preußen ...“

Wie der Herrgott in Frankreich ...

Das Personal des „Central-Nachrichten-Bureau“ hat Stieber vor allem aus der Geheimen Feldpolizei und der Sicherheitsabteilung des Berliner Polizeiprä-

diurns rekrutiert, denn wichtiger als die Pressebe-lange sind andere Auf-gaben. Stieber selbst bezeichnet seine Behörde als „preußische Staats-polizei“, soll doch das „Bureau“ vorrangig „alle hochverrätherischen staatsgefährlichen Umtriebe unterdrücken“ und Auslandsspionage betreiben. Somit ist diese

Behörde zu jener Zeit quasi die deutsche Geheimdienstzentrale und zugleich ein Symbol für die enge Verflechtung der Machtapparate von Polizei, Presse und Militär. Als am 4. August 1870 preußisch-deutsche Ver-bände in Frankreich ein-rücken, verfügt das Große Hauptquartier jedenfalls über beste Informationen zur Lage im Nachbarland; der Vormarsch kommt schnell voran.

Postkontrollstelle der Stieberschen „Geheimen Feldpolizei“ im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71.



König

Noch einen Monat zuvor hatte Stieber in ziviler Maske Frankreich bereist und die Knoten der dort geknüpften Spionagenetze kontrolliert. Jetzt ist er in militärischer Montur dabei

und als reaktivierter Feldpolizei-Direktor mit gleichen Aufgaben wie im Krieg gegen Österreich betraut. Er fühlt sich wie der sprichwörtliche Herrgott in Frankreich, was aus

erhalten gebliebenen Briefen an seine Frau hervorgeht: „Alle Pferde und Wagen, alles Vieh nehmen wir fort, alle Eisenbahnen zerstören wir ... Alle Lebensmittel nehmen wir für uns, Massen von Wein und Bier werden vernichtet ... Ich bewohne mit vier Bekannten allein ein fürstliches Palais mit paradisisch schönem Garten.“

Diese Briefschaften offenbaren vieles vom Terror gegen die Zivilbevölkerung. Über einen Bauern aus Pont-à-Mousson, der sich der Beschlagnahme seines Eigentums widersetzt, schreibt Stieber: „Man hat ihn mit einem Strick unter den Arm an demselben Hause aufgehängt und dann mit 34 Kugeln langsam totgeschossen. So hing er gestern den Tag mit zwei Posten Militär als warnendes Beispiel.“

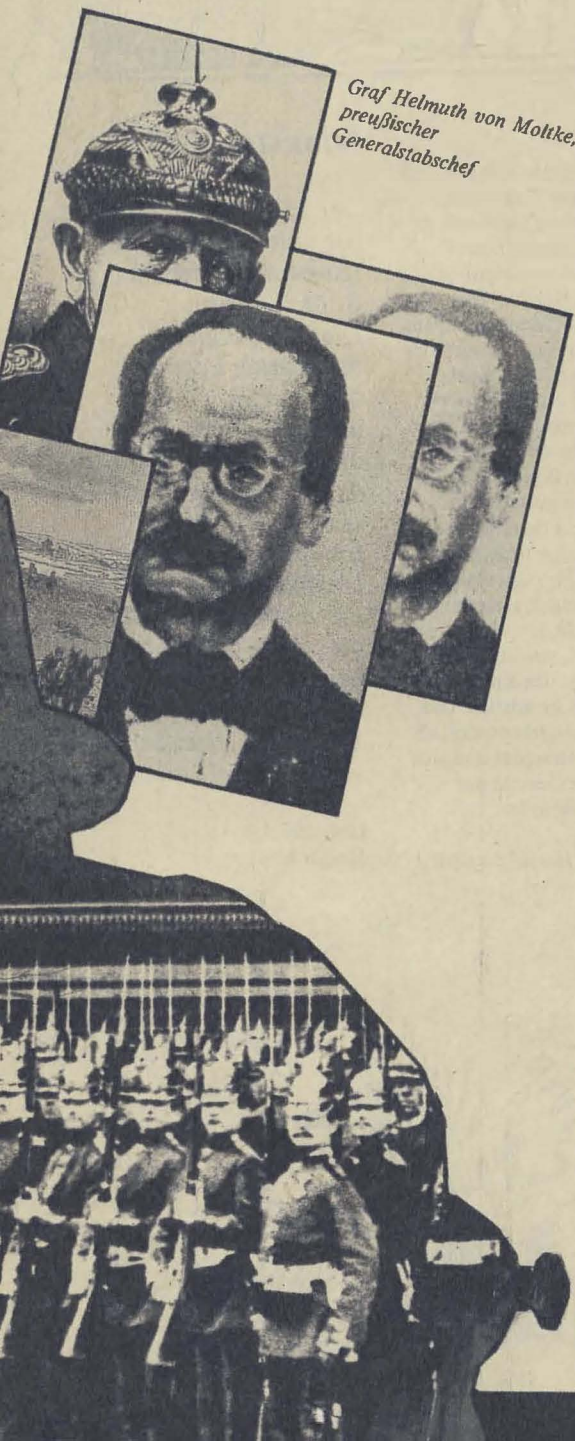
Während des Frankreich-Feldzuges war Stieber zumeist in der Nähe von Wilhelm I. und von Bismarck. Nach dem Krieg, nunmehr wieder als Chef des „Central-Nachrichten-Bureaus“, will er die Aufmerksamkeit beider weiterhin auf sich lenken; offensichtlich hat er Ambitionen nach noch höheren Würden. So läßt er wissen, daß er „großen politischen Verschwörungen“ auf der Spur sei; sie entpuppen sich als belanglose Harmlosigkeiten. Er deckt Mordverschwörungen auf, die keine sind. Mit fieberhaftem Übereifer sorgt er in kurzer Zeit dafür, daß seine Tätigkeit, wie man in höchsten Kreisen formuliert, „weniger fruchtbar“

und schließlich „immer bedeutungsloser“ wird. Gegen die erstarkende Arbeiterbewegung kann Stieber mit seinen Phantasien und Amokläufen nichts ausrichten.

Einige Zeit noch gewährt man dem einst bewährten Paladin Nachsicht. Diese Geduld aber geht im gleichen Maße zu Ende, wie die Kosten für seine sinnlosen Aktionen ansteigen. 1873 wird das „Bureau“ aufgelöst, nicht zuletzt auch deshalb, weil man sich zu jener Zeit von einer Spezialisierung größere Effektivität erhofft. So werden die meisten Mitarbeiter des „Bureaus“ von den im Ausbau befindlichen Geheimdienstzweigen des Innen-, Außen- und Kriegsministeriums übernommen. Im Berliner Polizeipräsidium erhält 1878 die politische Polizei, bis dahin Teil der Kriminalpolizei, einen eigenständigen Status. Als „Abteilung VII“ ist sie künftig für alle politischen Polizeiaktionen im gesamten Kaiserreich zuständig.

Stieber wird in jenen Jahren von einem Gichtleiden geplagt und stirbt am 29. Januar 1882. Trotz großer Ambitionen, zeitweiliger Machtfülle und schlimmer Untaten hat er den Gang der Geschichte nicht beeinflusst.

*Illustrationen:
Archiv Dr. Heermann
Gestaltung:
Sepp Zeisz*



und Rußland

In einer vom Verlag der Presseagentur NOWOSTI 1986 herausgegebenen Publikation mit dem Titel „Wir Kinder der Erde wollen den Frieden leben!“ ist zu lesen:

„Das geschah am 6. August 1945. Ein kleines japanisches Mädchen sah zum Himmel und erblickte eine riesengroße pilzförmige Wolke. Kinder haben Verkleinerungsformen gern, und so rief das Mädchen: ‚Mutti, sieh mal, ein Pilzlein! ...‘ Das war aber kein harmloses ‚Pilzlein‘.

Ein amerikanisches Flugzeug hatte auf die japanische Stadt Hiroshima eine Atombombe abgeworfen, die zehntausende Menschen augenblicklich einäscherte. Weitere Zehntausende starben drei Tage später bei der zweiten Atomexplosion – diesmal in Nagasaki.

Die Menschheit war in das gefährlichste Zeitalter ihrer Geschichte – das Zeitalter des nuklearen Wettrüstens – eingetreten.“

Pilzlein

Eine Frau und ihre Tochter gehen durch den morgendlichen Wald. Die Körbe in ihren Händen sind leer, noch ist das Pilzesammeln erfolglos. Plötzlich aber bleibt das



Dienstschluß

*Der Tag fällt von mir
wie dürres Laub.
Langsam sickert mir
Ruhe ins Blut.
Die Dusche gießt
ihre warme Lust
über mir aus
und wäscht mir
die Sturmbahn vom Leib,
daß ich ganz anders
atme.*

*Ich spüle
Unausgesprochenes hinunter
mit lauwarmem Kaffee,
als sich Worte und Kugeln
begegnen auf der
Wiese der Billardplatte.
Doch bald stirbt der Abend
im Mattscheibenbunt.*

Gefreiter d.R.
Holger Müller

Kind stehen, beugt den Rücken und streckt den winzigen Zeigefinger der Linken nach vorn: „Mutsch, da vorn, ein Pilzlein, hurra, hurra!“

Die Frau zuckt zusammen – Pilzlein! Hatte dieses gleiche Wort nicht auch das Mädchen aus Japan zu seiner Mutter gesagt, als es über Hiroshima riesige Säulen eines hellen Nebels mit unheimlicher Geschwindigkeit wachsen sah, die sich oben spalteten und in Sekundenschnelle in die Breite flossen. Die Frau hatte erst gestern, am Abend, in einer aus dem Regal gegriffenen schmalen Broschüre davon gelesen. „Guck doch endlich mal, Mama!“, drängelt ungeduldig nun die Kleine. „Ja, ja“, spricht die Frau besänftigend, streichelt sanft das warme Gesicht des Kindes und umarmt ihre Tochter wortlos. Die das natürlich als Anerkennung, als ein dickes Lob, betrachtet und sich über das so ernste Gesicht der Mutter dabei nur wundert.

Oberleutnant a. D. Harald Linstädt



Betrachtung eines Gemäldes

Scharlachfarbige Vögel im Palmenwipfel.
Rote Papageien im Geäst eines anderen Baumes.
Azurblauer Himmel, schwimmende Wölkchen.
Kaffeebäume bis zum Horizont, erntereif.
Die Bohnen wie Korallenkugeln an der Kette
einer Gringo-Lady.

Menschen bei der Arbeit:

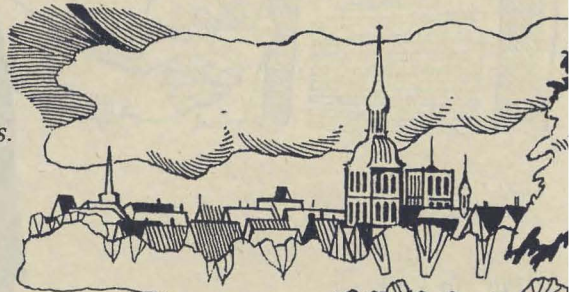
eine junge Frau im roten Kleid,
die schwere Schale auf dem Kopf,
ein Mann in Uniform, und noch einer,
und
ein Alter in Jeans, Cotona, Baskenmütze,
den Pflückkorb umgebunden,
schlohweißes Haar, ebenso der Bart:
Ernesto Cardenal,
Kulturminister von Nicaragua libre.

Das Signum:

Olivia Silva, Solentiname, 1982.
(Bäuerin, Mutter von elf Kindern)

Sehnsucht,
unbeschreibliche Sehnsucht
nach einem Land,
in dem eine Bäuerin
einen Minister bei der Arbeit malt.

Leutnant d. R. Jens Kassner



Zeichen meiner Stadt

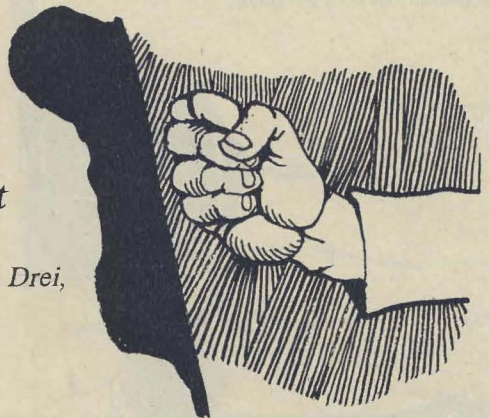
Da gibt's Kirchturmspitzen
in den Wind verliebt
&
einen Zipfel vom Meer
der sich reibt mit salzigem Mund
an meiner flachbrüstigen Stadt
in ihrem Backstein
&
den Narben
zwischen tausend Lebenszeichen
&
Geräuschen
z.B. des weißen
ständig verstimmten Orchesters
am Hafen
überm auslaufenden
Hiddenseedampfer

Gefreiter d.R. Andreas Schäning

Ich hab mit der Faust

Gegen die Wand geschlagen. Drei,
Vier Mal. Es hat
Wehgetan. Aber
Es hat nicht
Gereicht.

Leutnant d. R. Thomas Spaniel





Kriegerdenkmal, Nordhausen

HERR, MACH UNS FREI steht über
 allem,
 darunter Namen von Männern und den
 Stätten ihres Sterbens.

Und plötzlich ruft einer LIES MICH
 und ein anderer HIER, und wieder
 einer brüllt wie das Geschütz, das
 er bedient hatte.

Ich lese und lese, hetze von Name zu
 Name. VERGISS BLOSS KEINEN,
 MANN!

schreien sie.

Da greif ich zum Notizblock und
 schreibe; schreibe, bis zwischen
 meinen müden Fingern die
 Bleistiftspitze bricht.

Unteroffizier d.R. Renè Römer

Soweto

Für ein Volk

Schlafe, Schwester, schlaf,
 auch wenn der Hunger frieren läßt,
 hast überlebt
 und hast gekämpft
 für's Leben,
 nicht umsonst.

Weine, Schwester, weine,
 laß Deine Tränen fließen,
 ein Strom,
 ein See, in dem Unrecht ertrinken wird.

Schreie, Schwester, schreie
 Deine Trauer über Stacheldrähte
 aus dem Dunkel,
 klage an, und führe
 den blutverklumpten Staub der Straße
 in den Zeugenstand.

Steh auf, Schwester, steh auf,
 wehr Dich Deiner Haut,
 nimm meine Hände,
 und spüre Deine Kraft,
 nimm meine Fäuste,
 und schlag die Hölle in Ketten.

Stabsmatrose Jörg Schnabel



Ich halte auf der Hand das Korn

Die Gärten blühen unter unseren
 Himmeln.

Die Gärten blühen.
 Die Traurigkeit im Blick der Mutter.
 Die Gärten blühen.
 Ich komme, stehe auf dem Hügel.
 Tags drauf bin ich auf dem Weg
 glücklichvoll, bitter, heiter.
 Die Gärten blühen.

Mutterns Hände bitten:
 Denkt nach.
 Auf dem Tisch fleht das Brot:
 Denkt nach.
 Der Baum stöhnt im Sturm:
 Denkt nach.
 Unser Heimatland gebietet:
 Denkt nach.

Mikola Lukiw, UdSSR.
 Nachdichtung: Horst-Heinz Meyer



Ein Beruf mit Zugkraft bei der Deutschen Reichsbahn

Täglich nehmen Hunderttausende Reisende die Leistungen der Deutschen Reichsbahn in Anspruch, und täglich rollt der Güterverkehr. Ständig werden Streckenabschnitte modernisiert, Lokomotiven neuester Konstruktion in den Dienst gestellt und somit Grundlagen geschaffen, die wachsenden Verkehrsaufgaben zu bewältigen.

Aber hierzu werden dringend Eisenbahner benötigt:

**Lokomotivführer
Rangierer
Rangierleiter
Stellwerkswärter
Wagenmeister
Facharbeiter für Eisenbahnbau
Tiefbaufacharbeiter
Gleisbaumaschinen**

Die Deutsche Reichsbahn bietet viel:

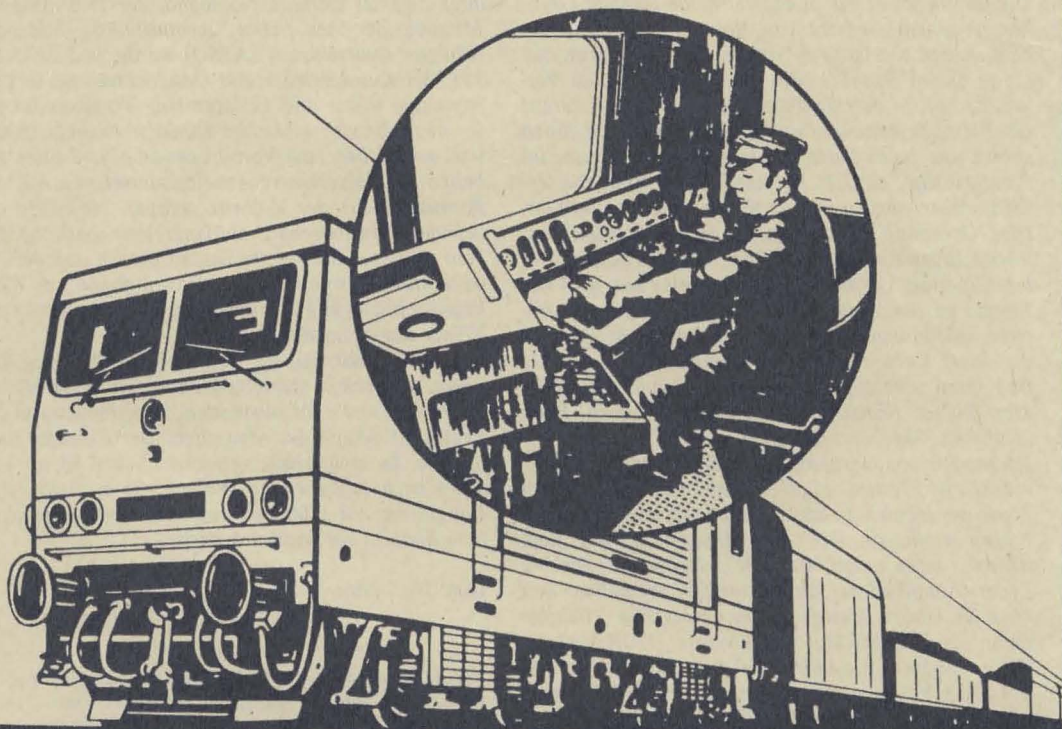
- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit, Jahresendprämie;
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren;
- Freifahrtscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige);
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien, günstige Renten nach der Eisenbahnerverordnung.

Die Reichsbahndirektionen, Abt. Kader und Bildung, nehmen Ihre Anfragen und Bewerbungen gern entgegen:

Berlin	Wilhelm-Pieck-Straße 142, Berlin, 1054
Cottbus	Schillerstraße 21/22, Cottbus, 7500
Dresden	Ammonstraße 8, Dresden, 8010
Erfurt	Bahnhofstraße 23, Erfurt, 5020
Greifswald	Johann-Stelling-Straße 30, Greifswald, 2200
Halle	Ernst-Kamieth-Straße 2, Halle, 4020
Magdeburg	Materlikstraße 1/10, Magdeburg, 3010
Schwerin	Herbert-Warke-Straße 15/17 Schwerin, 2700

Auskünfte erteilen auch die Leiter der örtlichen Dienststellen der DR.

Reg.-Nr. 7/1/87



Gerhard Goßmann: Ich will mit dir leben, Farb-Lithographie, 1988

150 Grafiken in der Blattgröße 42×60 cm können bei der Redaktion
per Nachnahme gekauft werden. Einzelpreis 30 Mark.

Wie ein schützendes Zelt ist der Mantel um die Körper des jungen Mannes und der jungen Frau gebreitet. Er schirmt ab, gibt Geborgenheit und der innigen Zweisamkeit Raum. Gerhard Goßmann hat einen braunen Ton für den Druck seiner Grafik gewählt, eine Farbe, die viel Wärme ausstrahlt und keine Kälte aufkommen läßt. Und so, wie er mit Bedacht die Farbe für die Grafik wählte, setzt er überlegt seine künstlerische Meisterschaft ein. Wie so oft in seinen Grafiken nutzt er ganz bewußt die Ausdruckswerte der hellen und dunklen Töne. Die Körper sind hell, sie bekommen Plastizität durch leichte Schattierungen und vermitteln einen heiteren, lichten Ausdruck. Die gezeichneten Linien werden immer stärker verdichtet und bilden in einem engen Fluß den Mantel, der die beiden Menschen mit all ihrem Wollen, ihren Träumen, Ängsten und Sehnsüchten umschließt.

Die Grafik schuf der in Fürstenwalde lebende Grafiker zu einem Gedicht von Helmut Preißler. Beide kennen sich seit langem. Sie verbindet nicht nur, daß sie in einem Bezirk leben, vor allem ist es die Verwandtschaft in der Sicht auf unsere Welt und daraus resultierende gemeinsame Arbeitsprojekte. Zu ihnen gehört das zauberhafte Kinderbuch „Der Traum im Bambushaus“, zu dem Helmut Preißler fröhliche Gedichte über vietnamesische Kinder schrieb und Gerhard Goßmann phantasievolle, farbenprächtige und lustige Illustrationen schuf. Wer mal die „Postleitzahlen-Limericks“ in die Hände bekommen hat, wird viel Freude an den hintergründigen Versen und den frechen Zeichnungen gehabt haben. Das große Erlebnis der Insel Kuba mit ihrer wechselvollen Geschichte und ihren prächtigen Menschen vereinte die Reflexion beider Künstler in dem gemeinsamen Buch „Kuba-Grafiken und Gedichte“.

Ich mochte von Gerhard Goßmann illustrierte Bücher schon als Kind. Die „Wunderblume“ gehört noch heute zu meinen liebsten Märchenbüchern. Andere mögen vielleicht ihre erste Begegnung mit dem Künstler beim Lesen von Defoes Robinson oder den Lederstrumpfbänden von Cooper gehabt haben. Seit über 35 Jahren illustrierte der inzwischen 75jährige mehr als 250 Bücher verschiedener DDR-Verlage. Dazu gehören Kinderbücher und Sachbücher des URANIA-Verlages ebenso wie Belletristik-Editionen. Meisterhafte Zeichnungen schuf der Grafiker zu Werken der Weltliteratur, u. a. von Dickens, Cervantes,

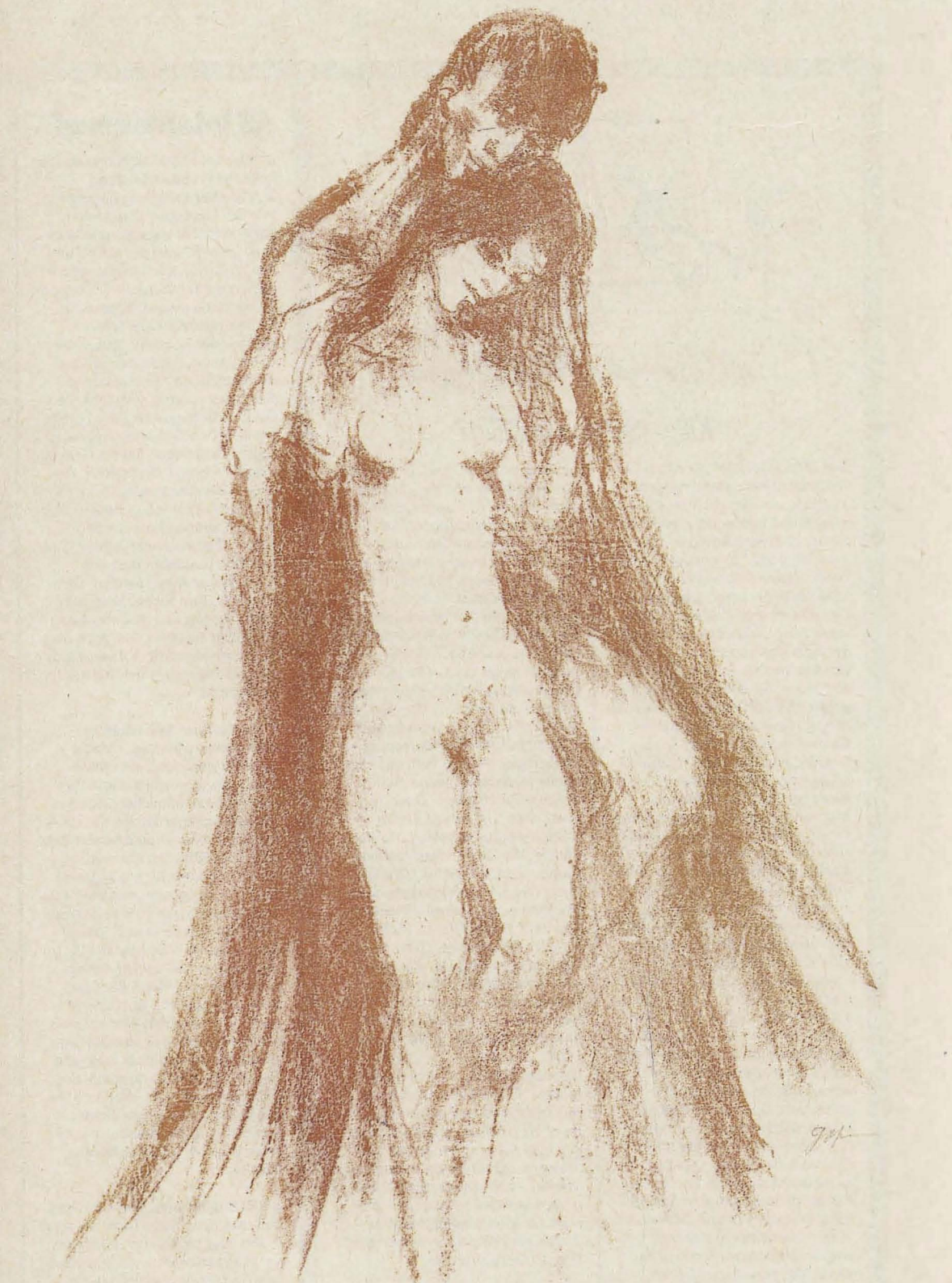
E. T. A. Hoffmann, Kleist, Storm, Tolstoi, Gorki, Gogol und Dostojewski. Mehr als zwanzig von ihm illustrierte Bücher sind auf der Internationalen Buchkunstausstellung in Leipzig als „Schönstes Buch des Jahres“ ausgezeichnet worden. Viele Titel wurden in anderen Sprachen mit seinen Illustrationen gedruckt. Internationale Preise ließen nicht auf sich warten. Auch in unserem Lande fanden sein gesellschaftliches Engagement, aber vor allem seine künstlerische Leistung und Haltung hohe Anerkennung. Es seien nur der Vaterländische Verdienstorden und der Nationalpreis genannt.

Besonders gefreut haben wird sich der aus einer Gubener Arbeiterfamilie Stammende über den Käthe-Kollwitz-Preis der Akademie der Künste, den er 1986 verliehen bekam. Die proletarisch-revolutionäre Kunst der Käthe Kollwitz, die aktiv wirken wollte in ihrer Zeit, ist Gerhard Goßmann, der 1930 jüngstes Mitglied der Assoziation revolutionärer bildender Künstler Deutschlands (ASSO) wurde, von 1945 bis 1955 als Kunsterzieher und Geschichtslehrer in Fürstenwalde wirkte und 12 Jahre lang Vorsitzender des Bezirksverbandes bildender Künstler Frankfurt/Oder war, sein Leben lang Vorbild gewesen. In frühen Arbeiten ist die intensive Auseinandersetzung mit der Formensprache der Kollwitz spürbar, bis heute die geistige Verwandtschaft. Umfangreiche grafische Zyklen sind dem Kampf der Unterdrückten und der Arbeiterklasse gewidmet. Seine Illustrationen zur Weltliteratur haben viel für eine bessere Verständigung der Völker untereinander geleistet.

Voller Weisheit, Humor und Liebe sind seine Bildwerke, die auch in den letzten Jahren in unverminderter Frische und Zahl entstanden. Sie sprechen von der Kraft und Würde des Menschen. Der Künstler ringt um die Aufrechterhaltung menschlicher Werte und sucht nach lebenswerten Welten, die er auch zeigt. Das für die AR-Bildkunst und zum Verkauf geschaffene Blatt ist ein Ausdruck dessen.

Text: Dr. Sabine Längert

Für die bessere drucktechnische Wiedergabe ist der zur Grafik gehörende Text von Helmut Preißler schwarz gedruckt; im Original entspricht er der Grundfarbe des Blattes.



Ich will mit dir leben
hoff, daß Glück gelingt.
Manches wird es geben,
was uns Kummer bringt.

Nach mißlungnen Tagen
mach den Abend gut.
Quäl mich nicht mit Fragen,
gib statt Tadel Mut!

Such, wenn wir uns streiten,
nicht lang nach der Schuld.
Finde Zärtlichkeiten.
Liebe will Geduld.



Killer-Service gefällig?

Das Inserat lautete: „Ex-Marineinfanterist, Vietnamerfahrungen, Waffenspezialist, dschungelkriegs- erfahren, Pilotenschein, sucht Ein- sätze mit hohem Risiko in den USA oder Übersee.“ Es erschien in der berühmten Söldnerzeitschrift „Soldier of Fortune“. Das Resultat: Der gewaltsame Tod einer 36jäh- rigen Frau, „fachgerecht“ getötet mit zwei Kopfschüssen – nach Art der Marines sozusagen. Der Auf- traggeber: Ein anderer Ex-Marine- soldat, der 175 000 Dollar Versiche- rungsprämie seiner ermordeten Gattin kassieren wollte.

Die Mutter des Opfers hat das Magazin auf Mitschuld an diesem Mord verklagt. Doch dessen Macher weisen eine solche zurück. Ihr Argument: In den USA dürfe alles gedruckt werden, was der Verfassung nicht schade. Na bitte! Zumal seit Jahr und Tag dortzu- lande Söldner per Inserat unge- straft angeheuert werden dürfen. Hier zwei Beispiele: „Zur Miete: sehr erfahrenes Söldnerteam, modernste Ausrüstung, zu jeder Zeit, an jedem Ort“, und „Söldner auf Mietbasis, hohes Risiko, nur außerhalb der USA, nur gegen rot“. Sage keiner, damit würden Ausfüh- rende einer speziellen Form US- amerikanischer Außenpolitik geworben. Oder doch? Hat der USA-Präsident nicht höchstpersön- lich verkündet, er sei ein „Contra“? Ein Wort, das Wirkung zeigen sollte und auch zeigt: Von besagter Zeitschrift eingeladen, rotten sich Söldner alljährlich zur „Messe des Tötens“ zusammen. Kaum nur wegen der demonstrativ auf Ein- satzländer orientierenden Weg- weiser „Kabul – 12 445 km“ oder

„Managua – 3923 km“. Unter dem Sternenbanner und der „Solidar- nosc-Flagge“ (!) werden „Erfah- rungen“ im Kampf gegen Sandini- sten und Kommunisten ausge- tauscht. Und es wird trainiert, aus der Hüfte oder im Laufschrift auf „seitlich versetzte Ziele“ zu schießen. „Soldier of Fortune bei den Freiheitskämpfern in Afghani- stan, Laos und Angola“ oder „Mit unseren Jungs auf Spähtrupp gegen die Commies“, die Kommu- nisten – das sind Top-Themen. Seit Jahren öffentlich angeboten und also im Rahmen der Verfassung – Bücher wie „How to kill“, das klas- sische Nachschlagewerk zum Töten in fünf Bänden. Oder „Ich hasse Dich“, in dessen Einfüh- rungswerbung es heißt: „Das Buch enthält über 160 teuflisch schöne Anleitungen, mit deren Hilfe Sie Ihren Gegner zerstören oder auch in glibbernde Gelatine verwandeln können.“ Keine Science Fiction, sondern US-amerikanische Norma- lität! Daß das Magazin überdies ganz offen für Einzelkämpfer- und Söldnerschulen wirbt, sei nur noch am Rande vermerkt. Rund 25 sol- cher Einrichtungen gibt es in den USA.

Ist es bei diesen „verfassungskon- formen“ Dimensionen des Killer- marktes für In- und Ausland nicht mehr als kleinlich, sich über einen einzigen Mord auszulassen? Kei- neswegs. Wo doch die Vereinigten Staaten – regierungsoffiziell wird es dort lautstark behauptet – der Hort der Menschenrechte sind. Welch ein Wahnsinn! meinen Sie? Dem ist beizupflichten.

Gregor Köhler

AR International

● Eine neue Nuklearrakete hat die britische Premierministerin M. Thatcher in Auftrag gegeben. Wie der Londoner „Guardian“ berichtete, habe sie die erforderli- chen „Prozeduren der NATO und des britischen Verteidigungsmini- steriums kurzgeschlossen“, um die Entwicklung einer luftgestützten Nuklearrakete für die Tornado- Bomber der Royal Air Force (RAF) zu beginnen. Das britische Kern- waffenzentrum Aldermaston stu- diere gegenwärtig Möglichkeiten, durch eine Anpassung des bereits entwickelten Trident-Kernspreng- kopfes an die neue Rakete Geld zu sparen, schreibt die Zeitung. Das Programm wird in den nächsten zehn Jahren zwischen zwei und drei Milliarden Pfund Sterling kosten. Das Blatt hebt hervor: „Die RAF-Rakete symbolisiert den Glauben von Mrs. Thatcher, daß die NATO ihre Arsenalen der takti- schen Kernwaffen modernisieren und jeden sowjetischen Vorschlag zurückweisen muß, ein kernwaffen- freies Gefechtsfeld in Mitteleuropa zu schaffen.“

● Für Europas Sicherheit ist – nach den Worten des französi- schen Staatspräsidenten Mitte- rand – die konventionelle Abrüs- tung auf ein möglichst niedriges Niveau wichtiger als die von Groß- britannien angestrebte Modernisie- rung der taktischen Kernwaffen. In einem Interview für die Tageszei- tung „Quest-France“ erklärte Mitte- rand, es wäre „paradox und unpas- send“, gerade dann weiterzurüs- ten, wenn sich die beiden Blöcke erstmals seit dem zweiten Welt- krieg in einem Prozeß der Abrüs- tung engagieren. „Suchen wir nach dem Gleichgewicht auf dem niedrigst möglichen Niveau!“ ver- langte der Präsident. Er kritisierte zugleich die NATO-Strategie der „flexiblen Reaktion“: Wer eine fle- xible Antwort auf einen militäri- schen Angriff bereithalte, mache einen begrenzten Krieg wieder denkbar.

● Die Bundeswehr braucht mittel- und langfristig mehr Geld, um auch in den 90er Jahren das „Rückgrat der konventionellen Vorneverteidi- gung in Mitteleuropa“ bilden zu können. Diese Forderung hat BRD-

Verteidigungsminister M. Wörner nach der Verabschiedung des Bundeswehrplanes 1989 und der neuen Heeresstruktur 2000 erhoben. Danach soll der personelle Umfang der Bundeswehr im Kriegsfall 1,34 Millionen Mann umfassen, wobei die Friedensstärke von 495 000 Soldaten aufrechterhalten bleibt. Wörner, der im Sommer sein Amt als Generalsekretär der NATO antreten wird, betonte, der NATO-Beitrag der BRD bleibe mit 12 operativen Divisionen, deren Kampfkraft und Einsatzbereitschaft in den letzten Jahren zugenommen hätten, denn künftig gewährleistet.

- **Mehr Reservisten** will die Bundeswehr in den 90er Jahren zu Übungen einziehen. Ein neues Konzept des Verteidigungsministeriums für die Reserve hat der für Bayern zuständige Befehlshaber im Wehrbereich VI, Generalmajor Bruno von Mengden, in München Journalisten vorgestellt. Die personelle Einsatzbereitschaft der Reservisten sei so sicherzustellen, daß die Verteidigungsbereitschaft der Streitkräfte gewährleistet bleibe. Die Gesamtdauer der Wehrübungen werde allerdings nicht verändert.

- **200 Euro-Jäger 90** will die Bundesluftwaffe im nächsten Jahrzehnt anschaffen. Mit einem Gesamtwert von 16,5 Milliarden D-Mark werden sie die bisher teuersten Kampfflugzeuge der Bundeswehr sein. Das europäische Jagdflugzeug JF-90 soll 1997 die Phantom-Maschinen ablösen. Seine Produktion erfolgt gemeinschaftlich durch

die BRD, Großbritannien, Italien und Spanien.

- **712 Unfälle** mit Kernreaktoren des Schiffsantriebssystems hat es zwischen 1962 und 1978 auf britischen Atom-U-Booten gegeben. Dies besage – so der Londoner „Guardian“ – eine interne Analyse des Royal Naval College in Greenwich. Bei etwa einem Dutzend der Unfälle sei radioaktives Material entwichen.

- **Als Gesetzesentwurf** will der italienische Verteidigungsminister Zanone in Kürze drei auf zehn Jahre ausgelegte Programme zur Modernisierung der Luftverteidigung einreichen. Sie betreffen den Euro-Jäger 90, die Ausrüstung mit Patriot-Raketen und dem Radarsystem AWACS. Mit den USA wurden diesbezügliche Lieferverträge und Kooperationsvereinbarungen unterzeichnet. Pressemeldungen zufolge werde die Patriot-Rakete 1992 die Nike-Hercules ersetzen. Das AWACS-System soll ab 1990 zum Einsatz kommen, während der Euro-Jäger nicht vor 1995 verfügbar sei.

- **In Norwegen** möchte sich die Bundeswehr künftig verstärkt an NATO-Aktivitäten beteiligen. Dies hat BRD-Verteidigungsminister Wörner gegenüber dem Auswärtigen Ausschuß des norwegischen Parlaments erklärt. Nach dem Verzicht Kanadas auf den Einsatz seiner Streitkräfte in Skandinavien soll die BRD-Bundeswehr diese Lücke schließen und die Nordflanke der NATO stärken.



In einem Satz

Der Bundeswehr der BRD, in der 495 000 Wehrpflichtige und Freiwillige dienen, stehen 199 Generale und Admirale vor – im statistischen Durchschnitt vier je 10 000 Soldaten, während in der kanadischen Armee jeder der 141 Generale durchschnittlich nur 625 Soldaten befehligt.

Die USA-Marine will nach der 1986 erfolgten Indienststellung des Flugzeugträgers „Theodore Roosevelt“ mit zwei weiteren solcher Einheiten ihre Trägerflotte von 13 auf 15 für alle Marine-Kampfflugzeuge geeignete Flugzeugträger erweitern.

Frankreichs Regierung beabsichtigt, die Anzahl der beim Heer eingeführten 155-mm-Panzerhaubitzen F1 von 272 auf 319 zu erhöhen.

Die spanische Marine verfügt gegenwärtig über drei der vier bestellten Fregatten der Santa-Maria-Klasse, die für den Schutz des Flugzeugträgers „Principe de Asturias“ bestimmt sind, der im November vergangenen Jahres die See-Erprobung aufgenommen hat.

Ein Gesetz, das Frauen den Eintritt in den Militärdienst erlaubt und nach dem noch in diesem Jahr die ersten Frauen in solche Truppenteile einrücken sollen, die keine direkten Kampfaufgaben zu lösen haben, hat die spanische Regierung beschlossen.

Die Aufstellung einer gemeinsamen Militäreinheit, die dem NATO-Sektor Mitteleuropa zuzuordnen sei, beschlossen die Verteidigungsminister Belgiens, der Niederlande und Luxemburgs.

Text: Walter Vogelsang
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv



US-amerikanische Jagdbomber vom Typ F-111E auf ihrer britischen Basis Lakenheat. Die geplante Bewaffnung dieser Schwenkflügler mit weitreichenden Flügelraketen soll die doppelte Null-Lösung „kompensieren“.

Als Kajüt- und Vordeckspassagiere des
Küstenschutzschiffes „Berlin –
Hauptstadt der DDR“
und des Schulschiffes „Wilhelm Pieck“
führten AR-Reporter Bernd Meyer (Text)
und Manfred Uhlenhut (Bild)
von Rostock an die Newa und zurück.
Zum ersten Mal von einem
zum anderen Ende der Ostsee unterwegs,
erlebten sie



Letzte
Reisen
nach **L.**

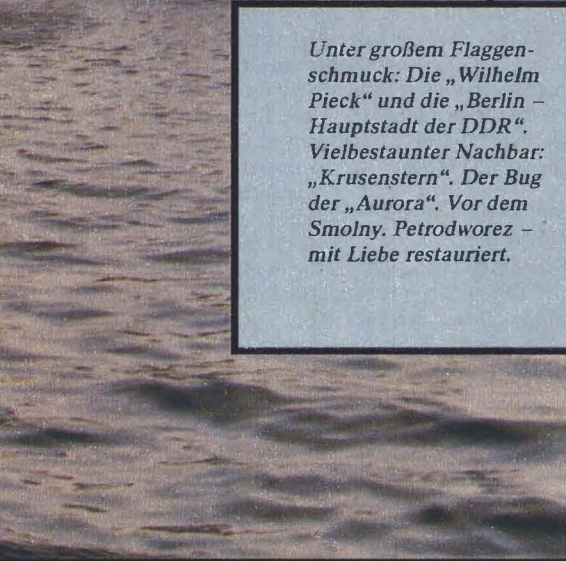


Also, wie das klingt! Wo doch zuallererst von mobilisierenden Begegnungen, von Perspektive und Kontinuität die Rede sein sollte, fabuliert hier einer von letzten Reisen, noch dazu in der Überschrift. Und das beim Flottenbesuch der Volksmarine in einer so wunderbaren Stadt wie Leningrad. Verließ doch die Überfahrt präzise und nach Plan, mochte auch bei steifer Ostseebrise jedes der beiden Schiffe noch so stampfen und rollen. Und boten die Gastgeber von der Leningrader Marinebasis der Seekriegsflotte dann doch auf, was nur aufzubieten war. Spürten wir doch deutlich, wie jeder Reiseteilnehmer von der Atmosphäre begeistert war.

Potz Klabautermann! Ein bißchen schämte ich mich wegen meiner Nostalgie-Anwandlungen, aber dann hakte es sich doch wieder fest, das mit den letzten Reisen. Hatten doch mein Kollege Manfred und ich oben auf dem Signaldeck der „Berlin“ und anderenorts immer mal mit zwei Genossen geredet, für die das die



*Unter großem Flaggen-
schmuck: Die „Wilhelm
Pieck“ und die „Berlin“ –
Hauptstadt der DDR“.
Vielbestaunter Nachbar:
„Krusenstern“. Der Bug
der „Aurora“. Vor dem
Smolny. Petroworez –
mit Liebe restauriert.*



letzte größere Fahrt im aktiven Dienst der Volksmarine war. Den einen hatten wir öfter getroffen, begleitet, fotografiert und weidlich ausgequetscht. Und so blieb es nicht aus, daß er immer wieder selber über seine drei Dienstjahre erzählte, über seine Fahrten an Bord des KSS. Dem anderen begegneten wir immer nur kurz, er fragte uns eigentlich bloß väterlich-freundlich, ob unsere Berichterstattung an Land und an Bord gut laufe. Er brauchte uns wahrlich nicht zu erzählen, daß dies quasi seine Abschiedsvisite bei den Waffenbrüdern sei, denn das hatten uns schon mehrere Besatzungsmitglieder erklärt, ob immer war Hochachtung in ihrer Stimme gewesen. Letzte Reisen ... Der eine war Stabsmatrose Steffen Silze, Signaler, gelernter Koch und einundzwanzig Jahre alt, der andere Admiral Wilhelm Ehm, neunundsechzig Jahre alt, achtundzwanzig Jahre Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung und Chef der Volksmarine. Bitte nicht soviel Protokoll! Nun, der offizielle Besuch eines Flottenverbandes der Volksmarine in der Heldenstadt, der Wiege der Revolution, ist hohes protokollarisches Ereignis mit Flaggen, Hymnen, Frontabschreiten, roten Teppichen, Maaten-Stellingswachen. Und der Chef hat zu repräsentieren, Hände zu schütteln, führt offizielle Gespräche. In den Zeitungen war das nachzulesen.

Die Stammbesatzungen der Schiffe sind für die Sicherstellung zuständig, vieles muß da mit gewohnter Exaktheit, aber ohne großes Aufsehen erledigt werden. Alles, was eben für Versorgung und normalen Tagesablauf nötig ist. So verlief manche Begegnung mit der Stadt am Finnischen Meerbusen außerhalb der Schlagzeilen. Doch nicht ohne Protokoll, auch nicht für Steffen Silze und seine Genossen.

Unterwegs mit Begleitung

Am dritten, ziemlich kühlen Leningrad-Morgen standen drei Seeleute vom UAW-Schiff „Admiral Lewtschenko“ auf der Pier. Kapitänleutnant Waleri Kriwzun mit zwei baumlangen, breitschultrigen Matrosen. An die großen Mützen der sowjetischen Seeoffiziere hatten wir uns längst gewöhnt, aber über den Habitus der beiden Matrosen wunderten wir uns. Bis zum Hals waren ihre schwarzen, zweireihigen Marinejacken zugeknöpft, ernst blickten sie unter ihren bändergeschmückten Mützen hervor. Was hatte man uns da für unnahbare Bur-schen geschickt, kühle Nordländer etwa? Nun, sie tauten ziemlich schnell auf, folgten interessiert den Erklärungen der Matrosen von der „Berlin“ und der „Wilhelm Pieck“, als sie über die Schiffe gingen. Selber waren sie Hydromechaniker und -akustiker, Spezialisten also. Hörten ebenso wie ihre Volksmarine-Partner mit leichtem Lächeln die Meinung von Bootsmann Akopjan, der auf dem Segelschulschiff „Krusenstern“ erläuterte, daß keiner ein richtiger See-

mann würde, der nicht auf einem Windjammer gefahren sei. Die „Krusenstern“ aus Tallinn lag nämlich gleich nebenan am Leningrader Passagierkai, war für Tage ein vielbesuchter und -besuchter Nachbar.

Unsere Begleiter, Matrose Viktor Baranow und Obermatrose Dimitri Kasakow, sind Leningrader auf Zeit. Viktor stammt aus Mukačewo im ukrainischen Karpatengebiet, Dimitri aus Minsk. Nach dem Beruf gefragt, antworteten beide: „Student“. Viktor hat ein Jahr am Shukowski-Institut für Flugwesen in Charkow Elektronik studiert, Dimitri an der Funktionistischen Hochschule in Minsk zwei Jahre Computertechnik. Wenn ihre Marinejahre um sind, gehen sie vier bzw. drei Jahre zurück zum Studium. Während unserer gemeinsamen kleinen Stadtrundfahrt bestaunten wir beider Abzeichen für Große Fahrt. Das bedeutet hier konkret: Ostsee, Nordsee, Atlantik und Mittelmeer. Wie bei der Volksmarine dienen auch die Matrosen der sowjetischen Seekriegsflotte drei Jahre. Doch das ist Grundwehrdienst, ein Jahr länger als an Land. „So wie es das Vaterland fordert!“, antwortete Viktor auf meine diesbezügliche Frage nach Wunsch und Pflicht.

Denkmale zu Lande und zu Wasser

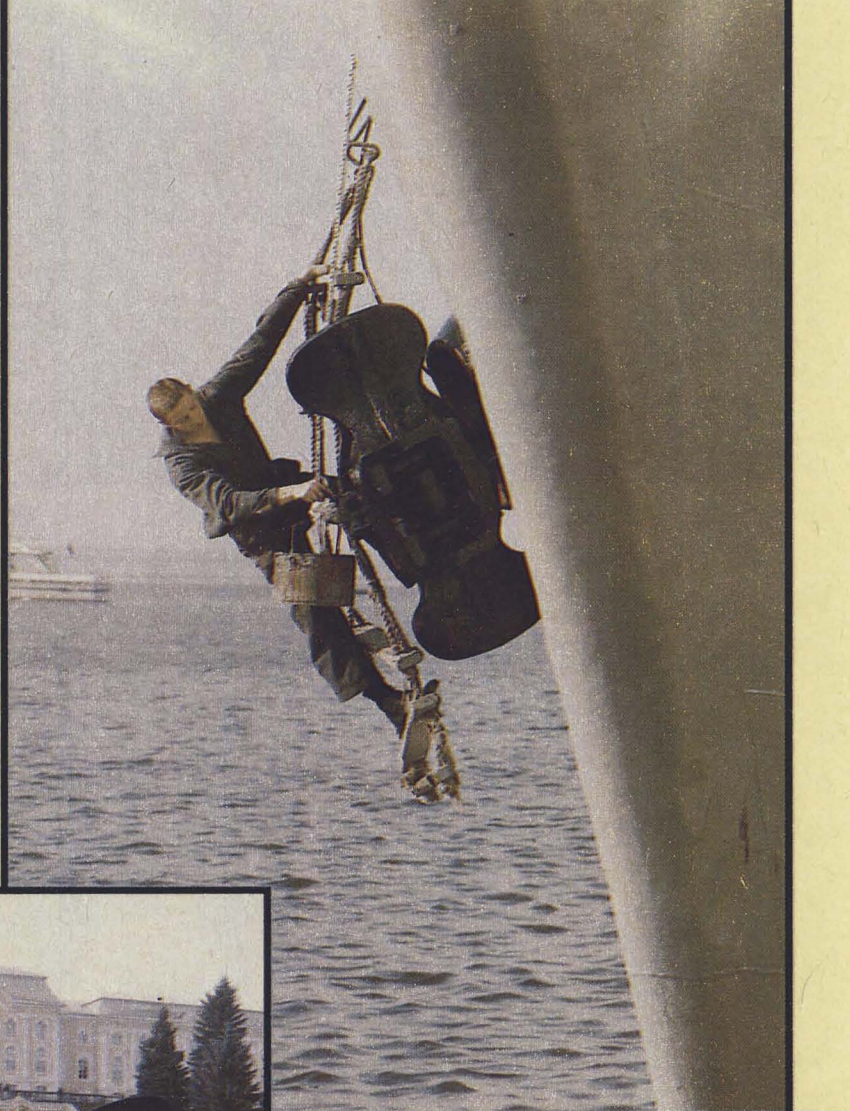
Wer durch Leningrad fährt oder auch nur darüber liest, kann sich der Geschichte dieser Stadt nicht entziehen. Im Memorial für die Verteidiger Leningrads während der deutschen faschistischen Blockade hielten wir für Minuten inne, ließen die monumentale Gestaltung über und unter der

Erde auf uns wirken. Ich denke darüber nach, daß es die Großväter unserer Matrosen waren, die vor fast einem halben Jahrhundert auf verschiedenen Seiten der Front standen. Das Memorial wurde 1985 fertiggestellt; wie hier sind in den siebziger und frühen achtziger Jahren an vielen Orten des Sowjetlandes neue Gedenkstätten des Sieges errichtet worden. Kapitänleutnant Kriwzun erzählte uns, daß beinahe jeder Leningrader einige Stunden für dieses Denkmal gearbeitet hat. Wir erfahren hier im Film und von den ausgestellten Sachzeugnissen, daß die Baltische Rotbannerflotte mit ihrer Schiffsartillerie und den an der Front kämpfenden Besatzungsmitgliedern großen Anteil an der Verteidigung der eingeschlossenen Stadt hatte.

Wer Matrose ist, interessiert sich natürlich besonders für die „Aurora“, die wohl weltweit populärste Sehenswürdigkeit der Newastadt. Unsere Fachleute vom modernen Küstenschutzschiff der Volksmarine staunten, als sie von Kapitän Gennadi Bartjew erfuhren, daß der vor über achtzig Jahren gebaute Kreuzer einst zwanzig Knoten schaffte. Seit der Generalüberholung liegt das Schiff wieder fest vertäut an seinem angestammten Platz gegenüber dem Winterpalais. Nicht nur das Unterschiff mit seiner Hundert-Jahre-Garantie gegen Durchrosten ist neu. Die Decksplanken sind aus wertvollem Edelholz gefertigt worden, und selbst mit den Fingerspitzen lassen

Der Anker wird natürlich erst im Hafen frisch gepönt, das weiß jeder Seemann.

Obermaat Elmer Nobst, Fahrmaat, hatte die Filmkamera immer dabei.
Spiel mit den Flaggen:
Matrose Viktor Baranow und Stabsmatrose Steffen Silze auf dem KSS „Berlin“





*Natalja und Igor – ein
Paar von 30 000*



*Abschiedsgruß an
Leningrad*

*Im Park von Petrodwores
Angetreten zu Ehren der
Waffenbrüder – die
Ehrenformation der See-
kriegsflotte*



sich die Fugen zwischen ihnen kaum spüren. Außer uns waren an jenem Oktobertag bestimmt noch mehrere tausend Besucher auf dem 123 Meter langen Kreuzer, der einmal 570 Mann Besatzung hatte. Einen Tag später hieß der prominenteste Gast Michail Gorbatschow, dessen komplette Leningrader Rede wir dann zu Hause in der Presse nachlesen konnten. Geschichte und Gegenwart – beides ist in dieser Stadt eng miteinander verbunden.

Treff mit den Bräuten

Auf dem Marsfeld, dem Gedenkplatz für die Revolutionäre in der einstigen Hauptstadt des Zarenreiches, und am „ehernen Reiter“, dem Denkmal des Stadtgründers Peter I., begegneten wir den Bräuten. Dreißigtausend hat die Fünfmillionenstadt in jedem Jahr aufzuweisen, sagt die Statistik. Und wohl alle legen an den Denkmälern den Brautstrauß nieder, bevor sie mit ihrem Angetrauten zur Feier mit Verwandten und Freunden fahren. Außerdem meldet die Statistik fünfzigtausend neugeborene Leningrader pro Jahr ...

Genauere Nachfragen bei Dimitri ergeben, daß in Minsk eine Sweta auf ihn warte, die am gleichen Institut wie er studiere. Und Viktor teilte mit, seine Zukünftige studiere ebenfalls, und zwar am Kiewer Polytechnikum.

Sie heiße Ingrid und sei sowjetdeutscher Nationalität. Unser Gewährsmann Steffen gratulierte am Gründerdenkmal einem jungen Paar mit Handschlag. Natalia und Igor Asarowy hießen die beiden und waren – anscheinend trafen wir nur solche – Studenten; Mathematiker von der Leningrader Universität. Mag sein, daß sie vermuteten, die Berührung eines Matrosen habe die gleiche glückbringende Wirkung wie die eines Schornsteinfegers. Was die beiden aber nicht wußten, als sie in ihren dicken Hochzeits-Tschaika einstiegen, war folgendes: Auch Steffen Silze hatte längst das Aufgebot bestellt. In Leipzig. Seine Liane, Rostocker Krankenschwester, ist, da dieser Beitrag erscheint, wohl schon in die sächsische Handelsmetropole umgezogen. Aber das ist schon eine ganz andere Geschichte ...

Getauschter Ex-Kragen

Wer wollte von all den Leuten auf dem Newski-Prospekt reden, der fünf Kilometer langen Magistrale der Newa-Stadt, einer Straße, die zugleich großartig und alltäglich ist. Uns fielen immer wieder die Uniformen der Nachimow-Schüler auf, sechzehn-, siebzehnjährige Militärschüler, die einmal Offiziere der Seekriegsflotte werden wollen. Natürlich strömten auch unsere Matrosen ins alte Warenhaus Gostiny Dwor, dem Touristenmagnet mit seinen hunderte Meter langen Fluren, den vielen, sich wiederholenden Verkaufständen. Sie sahen

die Ermitage, das Zaren-schloß Petroworez mit seinen Wasserspielen, Parkanlagen und vergoldeten Statuen, das nach der barbarischen Zerstörung durch faschistische Truppen langwierig restauriert worden ist.

An zwei Tagen kam Gegenbesuch. Die Leningrader standen geduldig in der Schlange zur Besichtigung der beiden Volksmarine-Schiffe. Siebentausend Gäste waren es insgesamt, und jeder hatte die Besucherkarte in seinem Betrieb als kleine Auszeichnung erhalten. Bald noch mehr als die Besucherinnen und Besucher staunten unsere Matrosen über das große Interesse an den Schiffen. Mancher merkte erst bei dieser Gelegenheit, wozu die wochenlangen Oberdeckarbeiten, all das Pönen und Putzen und die anderen zeitschluckenden Vorbereitungen gut waren, wie sie nun wirkten. Und Steffen Silze hatte sich um den täglich aufzufliegenden Großen Flaggen-schmuck zu kümmern. Wieder Protokoll ...

Beim Treffen mit den Offiziersschülern im Leningrader Matrosenklub verständigte man sich nicht mit Flaggen, dafür manchmal mit Händen und Füßen. Quer durch den Saal, so Steffen, sei ein Mädchen auf ihn zugekommen und habe ihn zum Tanzen aufgefordert. Und lustig sei eine Volkstanzgruppe gewesen, die da auftrat. Bei all den Abzeichentauschereien habe er auch einen sowjetischen Exerzierkragen, den blauen mit den drei weißen Streifen, bekommen. Ich bewundere das Exemplar, es ist mit „Sidorbin HL 511 6082“ gekenn-

zeichnet. Der Stabsmatrose d.R. wird ihn gut aufheben, eine Erinnerung an herzliche Stunden mit den Leningrader Waffenbrüdern. Abschied von Leningrad. Auf der Rückfahrt durch den Finnischen Meerbusen passieren wir, nur knapp eine Seemeile von ihr entfernt, die sowjetische Insel Hoggland. Vom Signaldeck aus schauen wir auf ihre bewaldeten Granitfelsen, können einzelne Häuser im Abendlicht ausmachen, einen kleinen Leuchtturm.

Noch weiter nördlich liegt Finnland. „Kenn ich“, sagte Steffen Silze, „wir waren vor einem Jahr in Kotka, auch zum Flottenbesuch.“

Wieder in Rostock angekommen, ist die Begrüßung am Liegeplatz bescheidener als an der Leningrader Pier. Ganz ohne Böllerschüsse, aber doch wieder mit Musik. Wir sehen, wie Admiral Ehm von den Daheimgebliebenen begrüßt wird. Eine kleine Ankunft – für uns schon ein Abschied. Wochen später rudern zehn Kapitäne den scheidenden Chef der Volksmarine nach altem Seemannsbrauch an Land. Beim nächsten Flottenbesuch in Leningrad führt ein Jüngerer das Kommando, das ist gewiß. Und Stabsmatrose Silze? Er will in Leipzig an der Gastronomiefachschule studieren. Wir sahen ihn mit seiner schwarzen Tasche von Bord gehen. Er hatte da noch was wegen seiner Hochzeit zu regeln ...

GUZZINI





Eine neue Brücke ist im Entstehen. Sie soll eine alte ersetzen und größeren Durchlaß für zwei Verkehrssadern gewährleisten: „oben“ für die Eisenbahn, „unten“ für die Flußschifffahrt. Eine wesentliche Voraussetzung für den Abschluß des Bauvorhabens ist u. a., daß der neue Überbau auf höhere Fundamente zu liegen kommt. Aber das hat Konsequenzen. Über Hunderte Meter muß das alte Gleis zurückgebaut, muß der Eisenbahndamm verbreitert und aufgeschüttet werden. 20 500 Kubikmeter Kies bewegt die Erdbaukompanie aus dem Truppenteil „Erich Steinfurth“ in kurzer Zeit.

Einer der Soldaten, der jeden Fußbreit des 840 Meter langen, neuen Bahndamms unter seine Sohlen nehmen muß, ist der Gefreite Burkhard Müller. Der gelernte Instandhaltungsmechaniker aus dem Gaskombinat Schwarze Pumpe zittert mit der ratternden Verdichterplatte im 50-Hertz-Rhythmus über jene schiefe Ebene, die seine Genossen mit KrAZ-Kippern, Baggern und Planierraupen aufgetürmt haben. Pro 50-Zentimeter-Schicht wiederholt er das kräftezehrende Werk vierfach und peinlich genau. Schließlich soll der Damm zum Fertigstellungstermin der Brücke mit Bestnote übergeben werden. Da kann keiner sich Oberflächlichkeiten leisten. Nicht er am Vibrator, nicht der Soldat Wolfgang Meyer auf dem Universalbagger 1212 und auch nicht Leutnant Mario Artmann als amtierender Kompaniechef. Denn der Gütepaß für den Eisenbahndamm entscheidet nicht nur über künftige Fahrplanfreude, sondern auch über die Hauptfrage im Wettbewerb. Und die heißt: Bestentitel erneut – oder nicht?

Text und Bild: Oberstleutnant Bernd Schilling



Alle Wünsche der Leute ...

Mit fünfzehn, gleich nach der achten Mittelschulklasse, fuhr Sergej aus Belgorod bei Charkow nach Moskau und zog den Uniformrock eines Suworow-Schülers an. Mit siebzehn wechselte er nach Nowosibirsk, an die dortige Polithochschule der Sowjetarmee. Mit einundzwanzig war er Leutnant und Diplomhistoriker. Er wechselte nach Leningrad,

übernahm in einem der ältesten Garde-mot. Schützenregimente das Amt eines Komsomolsekretärs. Und als ob dies nicht reichen sollte, schlug man ihn für den Stadtbereich der wahlberechtigten Mitglieder von 264 Familien und wurde Deputierter: „Mein Wahlbezirk ist nämlich ein neunstöckiges Haus, ein Block mit genau 264 Wohnungen, zumeist von Armeeangehörigen belegt.“

Autorität eines Deputierten heißt, sich zu kümmern. Und so spricht Sergej Litwinenko kaum

über Sitzungen, Debatten und Abstimmungen, sondern über die alltägliche zähe Arbeit im Wahlbezirk. Da beeinflusst er jene Dinge, die wenig Aufsehen erregen, aber so wichtig für die Bewohner sind: Für die Kleinsten ein Spielplatz. Es galt dafür Sand zu besorgen, eine Wippe zu bauen und vor allem – Verantwortliche zu finden, die garantieren, daß



alles heil und sauber bleibt. Mit den Hausvertrauensleuten ist über die Pflege der Aufgänge zu reden. Zum Beispiel über Eigentümberbe-
wußtsein auch im Hochhaus. Etwas direkter: Sergej nutzt seinen Einfluß, um begreiflich zu machen, daß ein schönes gepflegtes Haus jedermanns Inter-
essen berührt. Die lieben Kinder-
lein, besonders die größeren, ganz
frechen, die es auch in „seinem“
Haus gibt, können ihre überschüs-

sigen Kräfte nun in der „Fackel“,
einem Haus-Kinder-Klub mit
sportlichem Programm, organi-
siert austoben. Sergej hat über die
Garnison neulich sogar ein
Reitpferd auf Zeit organisiert.
Wenn einer zweiundzwanzig ist
und gar Komsomolsekretär mit
Übersicht, dann liegt es nahe, daß
er auch als Deputierter was für die
Altersgenossen tut. Und so mischt
er im Ausschuß für Jugend und
Kultur mit, hält den direkten
Draht zum Haus der Offiziere,
um dort Jugendfest, heiße Disko-
theken und manch anderes Kul-
turprogramm für junge Leute zu

veranstalten. „In erster Linie will
ich, daß alle Wünsche der Leute,
die mich gewählt haben, auch
erfüllt werden!“ Er selber wünscht
sich vielleicht, sagte es aber nicht,
irgendwann eine eigene Woh-
nung, gar in „seinem“ Haus.
Denn noch ist er als Lediger
Wohnheiminsasse.

Text: Bernd Meyer
Bild: Wladimir Maschtschikow

ZUM
TITEL
BILD



Langweilig seien sie nie gewesen, die dreißig Jahre bei der Nationalen Volksarmee.

Von der ersten Stunde bis heute seien sie Herausforderung und Anspruch für ihn. Immer mit jungen Menschen, mit vielartigen Persönlichkeiten voller Überraschungen habe er zu tun. Höhen und Tiefen, Freuden und Sorgen seien ja gerade die Würze im Leben. Entweder ganz oder gar nicht – seine Lebensmaxime. Solch ein Fazit weckt Neugier auf diesen Mann, der wohl nie das Bedrückende der späten Erkenntnis durchleben wird, beim Bau von etwas Großem beiseite gestanden zu haben. Welcher Art sind die Entscheidungen, Wege, Taten, die einen Genossen wie Oberst Lothar Otto, Kommandeur des Wachregiments „Friedrich Engels“, prägen?



Der Chef

Ursprünglich wollte er zur See. Aus Abenteuerlust? Gewiß. Aber auch aus dem Bedürfnis, sich mit Ungewöhnlichem zu messen. Nach dem Abitur sollte es zur Volksmarine gehen. Sein Ziel: Nicht unter dem Kapitänspatent. Später, nach seiner Dienstzeit als Berufsoffizier, hätte er dann gern ein Schiff über die Weltmeere geführt. Er blieb eine Landratte. Weil just in jenem Jahr nur Maate aus der Truppe mit Praxiserfahrung zum Studium aufgenommen wurden. Aber das tat dem Beweggrund und der Bereitschaft keinen Abbruch. Obwohl damals, ein gutes Jahr nach Gründung der NVA, recht ungewöhnlich war, daß Abiturienten Offiziere wurden.

Es waren brisante Zeiten: offene Grenze, Wechselkursspekulationen, Inhaftierung von Schulfreunden durch Westberliner Polizei, weil sie Flugblätter für Frieden und Selbstbestimmung verteilt hatten. Hoch her ging es in seiner Klasse an der Berliner

Händel-Oberschule bei politischen Streitgesprächen. War es auch eine Zeit rascheren und eindeutigeren Erkennens von Freund und Feind? Eine Zeit, da einer, der gerade Parteimitglied geworden war, folglich stärker getrieben wurde, auf seinem Ziel zu beharren?

„Ob damals oder heute, man muß ein stabiles Motiv haben, muß genau wissen, warum man gerade das will“, ist die Erfahrung des Oberst Otto. „In diesem Beruf gibt es mehr Probleme als in anderen. Dienst- und Lebensbedingungen sind schwieriger. Nicht alles kann man materiell abgelden. Wer da nicht mit Leib und Seele dabei ist, den überfallen möglicherweise Zweifel, ob die Entscheidung richtig war, wie er da wieder rauskommt.“

Wo fand der Achtzehnjährige seine guten Gründe für seine Entscheidung?

Kindheitserinnerungen. In den



**An ihrem großen Tag:
Gerda und Lothar Otto**



Unverzichtbar für Lothar Otto (4. v. r.) – der Sport

schrecklichen Jahren des Krieges betete auch er jeden Abend gleich vielen anderen Kindern, der liebe Gott möge den Vater heil zurückkehren lassen. Bombenangriffe auf Plauen jagten ihn nachts aus dem Bettchen, über finstere Straßen in den Luftschutzbunker, in Todesängste bei den höllischen Detonationen draußen in der Stadt. Noch heute schreckt er auf, wenn mittwochs um dreizehn Uhr die Sirene zur Funktionsprobe aufheult.

Der Krieg war vorbei, und der Hunger kam. Amerikanische Soldaten, die in der Nachbarschaft kampierten, warfen Schokolade, Büchsenfleisch, Brot einfach in eine Grube, übergossen alles mit Benzin, zündeten es an. Hungrig und fassungslos sah der Sechsjährige zu.

Jugenderinnerungen. Der Vater, 1945 heimgekehrt, stellte sich sofort der Chance jener ersten Stunde – endlich verwirklichen können, wofür er seit 1929 als Sozialdemokrat gestritten hatte. Als Mitarbeiter im Wohnungswesen sowie der Abteilung Löhne und Arbeit widmete er sich den damals sicherlich unbequemsten und undankbarsten Aufgaben. Dann das Ansinnen, die

Wurstfabrik von Netzschkau zu leiten. Zehn Minuten Bedenkzeit. Zwei Stunden später war der gelernte Fleischer Fabrikdirektor. Fortan reiste die Familie dem Vater kreuz und quer durch das Land immer hinterher: Netzschkau, Leipzig, Berlin, Halberstadt, wo er gerade dringend gebraucht wurde. Vorgelebt hat ihm der Vater Einsatzwillen, Entscheidungsfreudigkeit, Beharrlichkeit.

Der jüngste Sohn folgte seinem älteren Bruder, der bereits 1948 den bewaffneten Organen beigetreten war. „Nicht aus Spaß am Soldat spielen“, wie Oberst Otto betont. „Aus der Überzeugung, daß der Sozialismus geschützt werden muß und daß es ohne persönlichen Anteil nicht geht.“

Wenn man sich entschieden hat ...

Mitten in den letzten Schulferien nach dem Abitur, am 5. August 1957, ging es von Berlin-Lichtenberg mit dem Zug nach Prenzlau. Mit klingendem Spiel zogen sie in die Kaserne, fast so, wie er es in alten Kinofilmen gesehen hatte. Sein fernes Ziel: Allgemeiner Truppenkommandeur. Erstes Problem: Tagelang marschierte er als rechter Flügelmann in Zivil mit. Für seine Körpergröße – Gar-

demaß 1,94 m – war keine Uniform aufzutreiben. Erst allmählich komplettierte sich die Ausrüstung Stück für Stück, alles immer ein bißchen merkwürdig zu kurz.

Die ersten Hürden wurden erstürmt: Nach der üblichen Grundausbildung und halbjährigem Lehrgang beförderte man ihn zum stolzen Gefreiten und Gruppenführer. Großes Staunen des Abiturienten: Unter den Genossen seiner Gruppe gab es Abgänger der sechsten, sogar der fünften Klasse, denen er die Urlaubsgesuche schreiben mußte. Auch dies ein Stück Armeegeschichte, der Beginn mit Freiwilligen, die theoretisch-militärischen oder politischen Darlegungen ihres Gruppenführers schwerlich folgen konnten, aber bei Übungen seine besten und geschicktesten Soldaten waren. Dies erste Jahr in der Armee ging in Prenzlau zu Ende, wo er auch in der Handballmannschaft „Vorwärts“ unentbehrlich war.

Zeit zum Überdenken, vielleicht auch zum Umdenken: Das Jahr war vorüber, der junge Unteroffizier wurde erneut gefragt, ob er bei seinem Entschluß bleiben wolle. Er wollte. „Eigentlich gehört es zur normalen Lebensauffassung – wenn man sich für eine Sache entschieden hat, kann man nicht nach kurzer Zeit umfallen“, erklärt Oberst Otto. „Trotz man-



Vor einem Vierteljahrhundert

cher Probleme, man muß die Aufgabe doch erstmal lösen. Heutzutage, so beobachte ich leider oft, wird die Flinte zu früh ins Korn geworfen, ob es sich um Zwischenmenschliches handelt oder um Berufliches. Geht etwas schief, wird gleich kapituliert, statt sich durchzubeißen. Wir machen Fehler in der Erziehung, räumen zu viele Hindernisse aus dem Weg, regeln zu viel, schaffen den Heranwachsenden zu wenig Bewährungsproben – alles in guter Absicht, die sich aber zuweilen ins Gegenteil verkehrt.“

Beeindruckend im Wesen dieses Mannes: Er ist entwerfend ehrlich, geradezu. Und er kann dich am Arm packen und sagen: Du mußt dich selbst begeistern können. Wer solchen Rat annimmt, kommt ein gut Stück voran.

Er hatte sich längst entzündet und zog als Offizierschüler in die Kaserne ein, genau seinem Geburtshaus gegenüber. Nach bestandener Prüfung 1960 zum Offizier ernannt, übernahm er Aufgaben als Zugführer im Wachregiment des Ministeriums für Nationale Verteidigung. Zwei Jahre später wurde das Wachregiment Berlin aufgestellt.

Von zurückhaltender Art, mag er sich nie in den Vordergrund

schieben. Bis heute hat er diese Eigenschaft nicht verloren, auch wenn er sich als Regimentskommandeur mitunter gegen die eigene Mentalität stemmen muß. Klappern mit eigenen Erfolgen liegt ihm nicht. Sinn in seinem Tun findet er in der befriedigenden Überzeugung, daß richtig ist, was er macht; daß er nutzt, was er kann. Und so findet er auch Selbstachtung. Lob – nein, das war für ihn niemals das Wichtigste. Aber für ein großes Lob hielt er als junger Leutnant, 1963, seine Ernennung zum Kompaniechef einer Ehrenkompanie. Am 1. Mai 1962 war Lothar Otto erster Wachhabender der Ehrenwache beim ersten Wachaufzug vor der Neuen Wache, dem Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus, Unter den Linden in Berlin. Ringsum zeigten sich noch die Folgen des Weltbrandes, die zerborstenen Paläste der „Linden“. Die Mahnung, zu der die Genossen damals rund um die Uhr aufzogen, rief die Ewigestrigen auf den Plan. Immer wieder starteten sie ihre Provokationen – Prüfstein für die Besonnenheit der jungen Genossen, die sie glänzend bestanden.

Später wird das Regiment

in jene Kaserne Am Kupfergraben einziehen, in der Friedrich Engels 1841/42 als Einjährig-Freiwilliger in der Garde-Artillerie zu Fuß Dienst in des preußischen Königs Rock tat.

Kommandeur und Vater auch

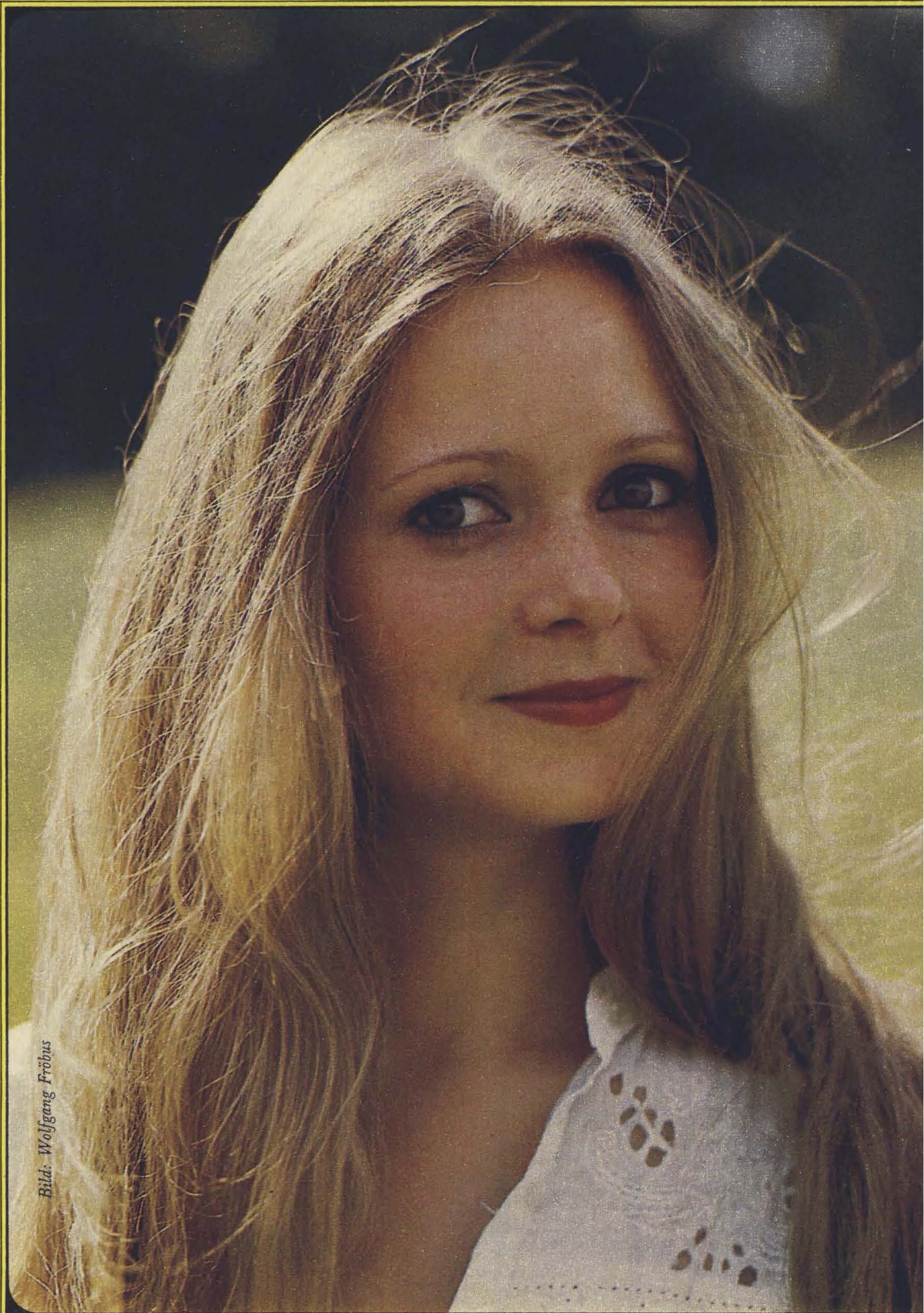
Beinahe hätten die Auseinandersetzungen mit den revanchistischen Kräften Lothar Otto um sein Lebensglück gebracht. Es geschah 1961. Die offene Grenze zwischen sozialistischem und kapitalistischem Lager wurde unter Kontrolle genommen. Auch das Wachregiment unterlag der allgemeinen Urlaubssperre. Fast hatte er seine Freude auf die Reise an Bulgariens Goldenen Strand restlos begraben, da erhielt er Ende September als erster im Regiment doch Urlaub. Und ausgerechnet in Nessebar lernte er Gerda kennen, eine Kindergärtnerin. Sie wurde seine Frau. Obwohl Gerda wesentlich impulsiver ist als er, entdeckten sie viel Verwandtes, auch ihre Unversöhnlichkeit gegen Halbheiten. Freunde aus seiner Handballmannschaft „Fortuna“ Biesdorf spürten eine kleine Sommerwohnung auf. So konnte

Fortsetzung Seite 75

16. 6. 1986: Mit einem militärischen Zeremoniell wurde der Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, vor dem Amtssitz des Staatsrates am Berliner Marx-Engels-Platz begrüßt. Kommandeur der Ehrenformation: Oberst Otto



Bild: Wolfgang Fröbus



Johann Wolfgang von Goethe

Mailied

Wie herrlich leuchtet
mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
aus jedem Zweig
und tausend Stimmen
aus dem Gesträuch.

Und Freud und Wonne
aus jeder Brust.
O Erd, o Sonne!
O Glück! O Lust!

O Lieb, o Liebe!
So golden schön
wie Morgenwolken
auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
das frische Feld,
im Blütendampfe
die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
wie lieb ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich ...



spezial

POP- Nachrichten

Mode vom Scheitel bis zur Sohle bietet unter der Regie des Berliner Friseurmeisters Peter Rechenberg seit 1987 ein Programm mit dem Titel „Haare – Kleider – Leute“. Fünf attraktive Paare bewegen sich zu historischen Klängen tänzerisch in 90 Kostümen und Perücken. Sachkundig und unterhaltsam wird dem Publikum Aufschluß gegeben über die Entwicklung der modischen Linie im Wandel der Jahrhunderte.

Gemeinsam mit „Hans, die Geige“ und der Gruppe Mungo Jerry werden die Puhdys vom 22. Juni bis zum 7. Juli auf „Rock'n' Roll-Allstar-Tour '88“ sein, einem Konzert-Programm, „auf das wir selbst scharf waren“, wie einer der Puhdys gestand.

DIE PUHDYS



Alle Rekorde brach David Bowie: Seiner 87er Tournee „Glass Spider Tour“ brachte dem Engländer ein Jahreseinkommen von fünf Millionen D-Mark, womit er Weltmeister der „Honore des Jahres“ wurde.

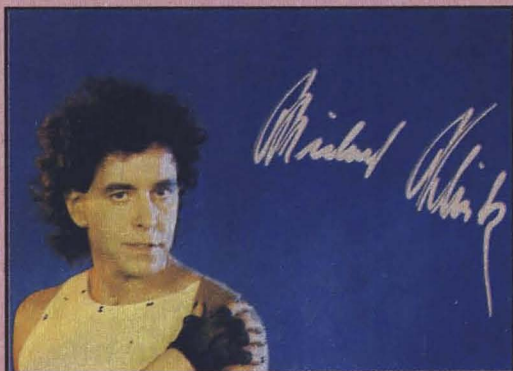
Auf Tour '88 ist City nach dem Erhalt der erstmals vergebenen Goldenen Amiga im März gegangen. Erste Station war das Prager Rockfestival Anfang April, es folgte ein Trip durch Dänemark, und zu Pfingsten ist die FDJ des Bezirkes Halle Gastgeber der Band.

Pepsi von der Band Pepsi & Shirly wird in London in einem neuen Musical die Rolle der legendären Tänzerin Josephine Baker spielen, in einer Szene allerdings äußerst spärlich kostümiert; mit lediglich einem Paar Bananen. So will es die Regie.

Seine Band – die Rolling Stones – will Rockstar Mick Jagger (44) nun endgültig auflösen und dabei noch viel Geld verdienen. Eine Milliarde Dollar soll die Abschiedstournee der fünf Stones einbringen, die man im Herbst dieses Jahres beginnen will und 1989 fortsetzen möchte.

Ein Show-Konzert mit Michael Klink erleben am 28. Mai die Eggesiner Soldaten. Nach umfangreicher Arbeit im Studio gastiert Michael mit vorproduzierten Band-Klängen und Live-Gesang in einem etwa einstündigen Programm, das der Künstler

MICHAEL KLINK



vorzugsweise jungen Hörern in Diskos und Konzertsälen widmet.

Karat Live ist das Konzertprogramm betitelt, mit dem Bernd Römer (g), Thomas Kurzhals (keyb), Michael Schwandt (dr), Christian Liebig (bg), Herbert Dreilich (voc, g), Ed Swillms (keyb) und eine fünfköpfige Road-Crew „on tour“ sind, Pfingsttreff-

fen der FDJ und die Arbeiterfestspiele im Bezirk Frankfurt (Oder) sind im Karat-Terminkalender angekreuzt.

Madonna erfuhr von einem indischen Guru, sie hätte schon mindestens vier frühere Leben gehabt – immer als Junge, der mit 12 Jahren gestorben sei; so dereinst als Sklave in Ägypten und einmal als Schiffsjunge auf einem Piratenschiff.

Neu bei AMIGA

(LP u. MK) Phönix – Prinzip: Eine gestandene Band bietet Hard-Rock mit internationalem Zuschnitt + Träumerei am Kamin: Populäre Klassik mit Manfred Schmitz am Klavier, begleitet von einem Studioorchester + SERVI – Pas de deux in h: Das Duo SERVI mit seinem zweiten Elek-

tronik-Konzertalbum + Zenit Live – Let The Good Times Roll: Live aus dem Studentenklub der Humboldt-Uni – Zenit und Gäste mit eigenen und internationalen Blues-Standards + I. L. D. – Rockhaus: I. L. D. auf der dritten Rockhaus-LP steht für „Ich liebe dich“ – das ist Spannung, Power und Temperament von der ersten bis zur letzten Minute ...

**Begehrt und
ausgebucht:**

Die Pallas- Band

Das Music & Show-Septett
mit Sven Simon (ld, voc,
tb),

Jürgen „Häsi“ Heinrich
(g, voc), Jörg Dobersch
(bg) Ulli Brandt (dr),
Sandor „Alex“ Tamasi
(tp, voc), Heinz „Moses“
Mosora (keyb, cl, fl, voc)
und Michael Tessaro
(sax, cl, fl, voc)

Sozusagen zwischen Tür
und Angel traf sich AR
auf ein Wort mit
Sven Simon, dem Leiter
der Band.

Hallo Sven!
Ein Kunststück, euch mal
anzutreffen ...



SVEN SIMON

Ist normal, schließlich sind
wir Dauerreisende: gestern
noch in München, heute
in Berlin, morgen unter-
wegs nach Gera.

Verrate unseren Lesern
doch bitte ganz schnell,
wo der Ursprung eures
selbst mit Duden-Hilfe
schwer deutbaren Firmen-
schildes steckt!

Vor vierzehn Jahren war's;
wir brauchten einen zug-
kräftigen Namen und fan-
den: „Pallas“ klingt gut!
Hat mit der Göttin Athene
überhaupt nichts zu tun,
doch nun benannte sogar

’ne berühmte französische
Autofirma eines ihrer Mo-
delle nach uns.

Das würde ich als Quali-
tätspaß eurer Show auffas-
sen, mit der ihr die ge-
samte Republik durch-
streift und zwei Trassen-
Touren hinter euch ge-
bracht habt, 1985 die
Weltjugendfestspiele in
Moskau mitgestalten durf-
tet, auf der „Arkona“ über
den Ozean geschaukelt
seid und in der BRD als
eine Glanznummer geltet.
Woran liegt's?

Es gibt nur wenige Bands,
die mit einer eigenen
Show aufwarten können.
Wir können es. Rechtzeitig
kriegten wir spitz, daß
eine Truppe, die lediglich
als Begleitband für Unter-
haltungsprogramme agiert,
irgendwann abgegessen
hat. Ein hartes Brot übrig-
ens, denn vieles ist
sprichwörtlich auf den letz-
ten Drücker von den No-
ten zu holen. Also fanden
und verwirklichten wir die
Idee, unsere Musik in eine
Show zu packen, Klänge
und Optisches stimmig
und fürs Publikum attraktiv
zu vereinen – Musik zum
Hören und Sehen zu ma-
chen. Das kommt an. Un-
sere Limboschau mit San-
dor und die choreografierten
Bewegungen der Band
samt parodistischem Hei-
matliedermedley haben die
Herzen des Publikums ge-
funden.

Apropos Begleitband: Wel-

che Interpreten haben
sich euch bisher anver-
traut?

Unter anderen waren dies
Kerstin Rodger, Maja-Kath-
rin Fritsche, Ines Paulke,
Dagmar Frederic, Vera
Schneidenbach, Dagmar
Gelbke und Ina-Maria Fe-
derowski. Dazu gesellten
sich – um nur einige zu
nennen – Ivo Minchew
aus Bulgarien, der Brite
Graham Bonny, Josef Lau-
fer aus der ČSSR, der Ja-
paner Takeo Ischi und Ju-
dith Szűcs aus Ungarn.

Was hält euer gelegentli-
ches, rock-verwöhntes
Soldatenpublikum vom
Pallas-Sound?

Es findet ihn eigentlich
schau. Wir bieten unseren
Jungs eben mal was ganz
anderes als das Übliche;
konzertante Klänge, gefeil-
ten Satzgesang und etwas
fürs Auge – Mitbringsel
gedienter Reservisten für
Aktive. Der Funke springt
über, und allen gefällt's.

Wie stellt ihr euch die Zu-
kunft vor?

Friedlich, was die Welt be-
trifft, in der wir musizie-
ren; und aufregend, was
unsere Arbeit angeht. Wir
wollen unzertrennlich blei-
ben, freuen uns auf inter-
essante Aufgaben, wün-
schen uns ein immergutes
Publikum und darum ein
noch abwechslungsreiche-
res Programm. Soeben
von einem dreimonatigem
Auslandsgastspiel zurück-
gekehrt, geht's ohne Ver-

schnapfpause zu Bezirks-
presse-Festen und zu den
22. Arbeiterfestspielen im
Bezirk Frankfurt/Oder.
Und nach dem wohlver-
dienten Urlaub steht gleich
die nächste Auslandsver-
pflichtung an. Unsere Band
bleibt auf Achse.

Wir wünschen euch aller-
bestes Gelingen!

Das Gespräch führte Hein-
rich Klaus.

Autogramm- Adressen

Karat: postlagernd, Erkner
1250 + Michael Klink:
Chodowieckistr. 8, Berlin
1055 + Haare-Kleider-
Leute: Postf. 31, Berlin
1071 + I. C.: Ralph
Schmidt, postlagernd,
Erkner 1250 + Andreas
Holm: postlagernd, Berlin
1080 + electra: Gunter
Grebler, Grenzallee 28
Postf. 01-07, Dresden 8027
+ Tanzduo Bon-Bon:
Heike Lachetta, Stavanger
Str. 3, Berlin 1071

Stichworte

International gebräuchliche
Abkürzungen – eine Aus-
wahl: bg bassgitarre Baßgi-
tarre / cl clarinet Klari-
nette / dr drums Schlag-
zeug / fl flute Flöte / g
guitar Gitarre / keyb key-
boards Tasteninstru-
mente / ld lead Leiter /
org organ Orgel / harm
harmonica Mundharmo-
nika / p piano Klavier /
perc percussions Schlagin-
strumente (z. B. Tamburin,
Conga, Klanghölzer) / sax
saxophone Saxophon / tb
trombone Posaune / tp
trumpet Trompete / vi vio-
lin Violine / voc vocal Ge-
sang / xyl xylophone Xylo-
phon

Text: Hartmut Kanter
Bild: Ingeborg Uhlentut
(2),
Bernd Lammel (1),
Archiv (1)
Redaktion: Heinrich Klaus

DIE PALLAS-BAND



„Ich will nicht, daß dies jemand liest.“ Einer der ersten Sätze, mit denen ein Mann die Aufzeichnungen über sein Leben beginnt. Er heißt Gerhard Waldeck, ist Vater von vier Kindern. Eines davon ist sein Sohn Ullrich, Jahrgang 56, Offizier der Volksmarine, Oberleutnant, ledig. Er lebt auf seinem Schiff; nichts anderes will er. Von seiner Familie hat er sich losgelöst, von seinen Wurzeln, von dem Boden, dem er entstammt.

Ullrichs „langer Weg zur weißen Mütze“ begann 1976 an der Offiziershochschule. Für seine Eltern fand er lediglich drei Worte: „Ich werde Offizier.“ Keine Erklärung, keine Begründung. Seinem Vater meinte er keine Rechenschaft schuldig zu sein. Nicht diesem Vater. Als Ullrich den Fragebogen für die OHS ausfüllen mußte, erfuhr er, der Vater war Infanterie-Feldwebel der faschistischen Wehrmacht gewesen, eingesetzt in Polen und der Sowjetunion, dabei von Anfang bis Ende. Für ihn gehört der Vater zu jenen gespenstischen Ehemaligen, die „ihre glücklichste Zeit mit Morden und Schießen verbracht haben“, die nicht die Waffe umgedreht haben in diesem grauvollen Krieg, sondern die Befehle zum Massenabschlachten unschuldiger Menschen ausführten. Ullrich will mit dieser Vergangenheit nichts zu tun haben. Sie betrifft ihn nicht, erweigert sich ihr und ebenso dem Vater. Er weiß, alle männlichen

Waldecks vor ihm sind in Kriegen umgekommen oder blieben als Vermißte irgendwo. Der Ur-Urgroßvater gefallen 1870 bei Sedan. Der Urgroßvater 1916 vermißt in den Karpaten. Der Großvater 1945 verschollen. Nur der Vater, der ist davongekommen. Er hat überlebt. Was Ullrich nicht weiß, ist, daß dieses Überlebthaben den Vater nie mehr zur Ruhe kommen ließ. Nichts weiß Ullrich von Pawel, Boris und Lena, mit denen gemeinsam sein Vater ums Leben gerannt war auf der Flucht vor den Faschisten. Er weiß nicht, ab wann und warum der Vater das Gefühl hatte, kein „Fritz“ mehr zu sein und seine Schuld fühlte an diesem Krieg. Er weiß nicht, daß die Partisanen das Recht gehabt hätten, den Vater zu erschießen, daß statt dessen der Vater das Bereitsein für einen sinnvollen Tod in sich entdeckte, als Pawel ihm die Chance gab, an einer Operation der Partisanen mitzuwirken. Und auch weiß Ullrich nicht, wie es kam, daß sein Vater dann zusah, wie Pawel, Boris und Lena umgebracht wurden von den Deutschen, und der Vater stand an der ausge-

hobenen Grube, hinter dem Erschießungskommando. Nichts von alldem weiß Ullrich, nur, daß sein Vater mitgemacht hat in diesem Krieg.

Höchstens zweimal im Jahr fährt Ullrich die vier Stunden von der Küste nach Hause zu den Eltern. Nie kommt er in Uniform. „Wir konnten nicht anders sein, als wir waren, Ullrich. Wir ahnten nicht, daß wir anders sein konnten.“ Das waren die letzten Worte, die Ullrich von seinem Vater hörte. Jetzt steht er an dessen Sarg. Die Mutter ist es, die Ullrich die Aufzeichnungen des toten Vaters übergibt; es war dessen ausdrücklicher letzter Wunsch. Zwei Bände sind es, sauber in schwarzes Leder gebunden. Sehr gegenständig und sehr schwer liegt sie nun in Ullrichs Händen, die Hinterlassen-

schaft des Vaters. Das jahrelang Ungesagte macht Ullrich unsicher, ja, macht ihm Angst. Über den Tod hinaus will der Vater zu Ullrich sprechen, will, daß der Sohn die Wahrheit weiß und sie annimmt. Ullrich ist Offizier mit Leib und Seele. Er lebt nur für seinen Beruf, für sein Schiff, für die Aufgaben, die ihm sein Kommandant überträgt. Jetzt spürt er, daß etwas nach ihm greift, etwas Unbekanntes, Kaltes. Er will damit nichts zu schaffen haben, ihn geht das Vergangene nichts an, glaubt er.

Während einer Übung wird ihm erstmals befohlen, die Verantwortung für das Schiff zu tragen. Ihm unterlaufen schwere Fehler. Er versagt. Dennoch wird er nicht bestraft. Die Aufzeichnungen seines Vaters, die Ereignisse in seinem militärischen Leben, das Bedrohsein der Beziehung zwischen ihm und Antje

Erb-schaften



zwingen ihn, Klarheit zu gewinnen über sich, über seine Ansprüche ans Leben, über seine Haltung zu Vergangenem und Gegenwärtigem, über seine Pflicht und seine Möglichkeiten, bewußt und selbstbewußt umzugehen mit dem, was Vergangenes den Nachgeborenen auferlegt.

Hans Joachim Nauschütz' jüngster Roman „Die Hinterlassenschaft“ darf wohl als bislang reifste Arbeit des Autors angesehen werden. Nauschütz unterzog sich der schwierigen Aufgabe, Gewesenes mit Heutigem so zu verweben, daß das gegenseitige Bedingthein von Vergangenheit und Gegenwart eindrucksvoll sinnfällig wird. So wie es Aitmatow in seinem Roman „Der Tag zieht den Jahrhundertweg“ meisterhaft gelang, versucht auch Nauschütz zu verdeutlichen, daß Gegenwart nur begriffen und vorwärtsbewegt werden kann, wenn Vergangenheit gekannt und angenommen wird. Nauschütz, den sicher schon viele Leser aus seinen für die AR geschriebenen Geschichten kennen, schreibt einfach, sauber,

eindringlich, ohne aufgesetztes Pathos, ehrlich. Sein Buch bietet viele Ansätze zum Nachsinnen, zum Überdenken eigener Positionen. Dieser Neubescheinung aus dem Militärverlag der DDR ist ein großer Kreis aufgeschlossener und gesprächsbe-reiter Leser zu wünschen.

Im Statistischen Taschenbuch der DDR fand ich eine interessante Zahl: 1986 gab es in unserem Land 1 942 525 Schüler der zehnklassigen POS. Genau so viele sind es also, die einmal „Vierzehn geworden“ sein werden. Diesen Titel gab Jutta Resch-Treuwerth – Lesern der „Jungen Welt“ gut bekannt – ihrem Buch, das Euch interessieren wird.

Der Lebensabschnitt vor und nach dem 14. Geburtstag hat schon so seine Besonderheiten. Die Mädchen und Jungen entdecken ihren Körper und die sensationellen Veränderungen, die mit ihm vorgehen. Erstes Verliebtsein, für manche auch schon erstes Erleben von Sexualität, dabei von den Eltern immer noch behandelt werden wie ein kleines Kind, nichts dürfen, was Spaß macht, aber alles müssen, was keinen Spaß macht, nicht wissen, wie man sich richtig verhält in der Klasse, gegenüber Erwachsenen – alles ziemlich schwierig. Die Autorin will weder Nachhilfe in Biologie geben noch Moral predigen. Sie will einfach auf ein paar ganz wichtige Fragen, die Jugendliche mit sich herumschleppen, offen und ehrlich antworten und helfen, daß sie sich zurechtfinden in dem Wust von Gefühlen, Wünschen, Ängsten, Verkle-mungen, Verboten und

Pflichten. Allerintimste Dinge werden ebenso freimütig besprochen wie Wege, die Jugendliche gehen können, um klarzu-kommen zu Hause, im Kollektiv und mit der ersten Liebe. Ich meine, dieses Buch aus dem Verlag Neues Leben ist genau das richtige Geburtstagsgeschenk für alle, die grad „Vierzehn geworden“ sind.

Freunde spannender historischer Romane weiß ich unter den Vierzehnjäh-rigen wie unter ihren Eltern und Großeltern. So einen hat der kasachische Autor Dükenbai Dos-shanow geschrieben: „Die Seidenstraße“. Er führt uns zurück ins 13. Jahr-hundert, als Tschinggis-Chan mit seinen Heeren ein Land nach dem anderen eroberte und sich die Völker nach entsetzli-chen Schlachten dem Willen des mächtigen Eroberers unterwerfen mußten. Der Autor nimmt uns mit in Märchenpa-läste, auf bunt wimmelnde Basare, zu Hinrichtungs-stätten, auf prächtige Hochzeiten, zu Audienzen beim Schah, in die Werk-stätten wahrer Künstler in uralten Handwerken – in die ganze blendende Pracht des Orients vor sie-benhundert Jahren. Volk und Welt bescherte uns dieses fesselnde Buch.

Vor rund zweihundert Jahren, so um 1800 herum, lebte in London ein Mann, dessen Namen man nur flüsterte: John Ketch. Einem Wundarzt diktierte er, was er in seinem grau-sigen Amt erlebte. Es sind die „Denkwürdigkeiten und Geständnisse des Scharfrichters zu London“.

Wer Nerven hat, mag lesen, wie Schuldige und auch manch Unschuldiger am Galgen starben, wie Ketch, der selber nur knapp dem Strick entkam, das hanfene Seil um die Hälse von Dieben, Mör-dern, Lästern legte. Er verstand jedoch nicht nur was von seinem furcht-baren Handwerk, er verstand auch was von der Zeit, in der er lebte. Und so sind seine Mitteilungen auch ein Zeitdokument, aus dem man eine Menge erfährt über das England jener Jahre. Der Verlag Das Neue Berlin empfiehlt sich mit diesem Buch hart-gesottenen Lesern.

Wer's locker und amü-sant mag, greife, so ihm dies gelingt, zu einem Eulenspiegel-Buch, in dem Geschichten von Ernst Röhl versammelt sind. „Einstein spielte Saxo-phön“, behauptet der lustige Ernst und macht das mit so viel Witz, wie er auch über Nepp in der Kneipe und Zoff in der Werkstatt, über Kinder-garten, Pferderennen, Krankenbesuche und anderen Alltagskram erzählt. Ein Büchlein zum vergnügten Entspannen.

Euch mögen die Mai-glöckchen einen wunder-vollen Wonnemonat ein-läuten, und den Neuen in der Truppe einen guten Start.

Tschüß!

*Eure
Bobbi & the -
Kariw*

Text: Karin Matthées







Am Tag der Verteidigung
Bild: Wolfgang Fröbus



disku-zeit

Wem steht ein Brief zu?

Erinnern wir uns: Im Januar-Postsack veröffentlichten wir den Brief von Petra Hinrichs. Ihr Mann dient bei den Grenztruppen und wurde, da er dort stets sein Bestes gibt, mit einem Belobigungsschreiben an die Eltern ausgezeichnet. Darüber war sie sehr enttäuscht, ist sie es doch, die jetzt mit ihm zusammenlebt und die Mühen einer Trennung auf sich nehmen, mit dem Haushalt, den beiden Kindern alleine zurechtkommen muß. Auch sie hätte sich sehr gefreut, von seinem Vorgesetzten zu erfahren, daß ihr Mann seine Sache gut meistert. Zählen wirklich nur die Eltern? fragt Petra, und sie wünschte, die Gedanken anderer zu erfahren. Von den vielen Zuschriften hier eine Auswahl.

Ein jeder hätte es verdient

Mein Mann diente von 1972 bis 1982 bei den Grenztruppen. Auch seine Eltern erhielten 1974 – da waren wir schon verheiratet – einen solchen Belobigungsbrief. Natürlich hätte ich mich auch darüber gefreut, zumal ich mit meinem Mann gemeinsam die Entscheidung traf, den Dienst für 10 Jahre abzuleisten, was seine Eltern nicht mit „Hurra“ aufnahmen. Solch ein Schreiben hätten in der Regel jeder der drei – Arbeitsstelle, Ehepartner, Eltern – verdient. Die Eltern haben den jungen Mann erzogen und einen großen, wenn nicht gar den größten Anteil an seinen heutigen Leistungen. Die Schule, der Betrieb haben ihn weiter geformt. Der Ehepartner steht ihm treu zur Seite, gibt

ihm neuen Mut und die Kraft, die Aufgaben immer vorbildlich zu erfüllen.

Maritta Böttcher, Nauen

20 Jahre wiegen mehr

Auch ich würde in erster Linie den Eltern schreiben. Mein Mann war ebenfalls im Grundwehrdienst. Aber was sind meine paar Jahre Ehe gegenüber den 20 Jahren, in denen seine Eltern ihn zu einem bewußten Staatsbürger und guten Soldaten erzogen haben!

Angelika Reuter, Leipzig

Wie schwer es ist, mit allem fertig zu werden

Die Ehefrau sollte eher dieses Schreiben erhalten. Ich sehe jeden Tag selber, wie schwer es ist, mit allem fertig zu werden, und Probleme gibt

es genug. Eltern nehmen doch hier nur eine passive Haltung ein. Die Probleme kommen doch immer noch auf die Frau zu. Die Eltern versuchen zwar zu helfen, die Hauptlast aber trägt doch die Frau.

Daniela Geßner, Leipzig

Wo wurde der Grundstein gelegt?

Ganz so leicht hat es der Vorgesetzte auch nicht. Frau Hinrichs sollte doch einmal die Frage von der Warte angehen, wo der Grundstein dafür gelegt wird, daß ein Armeeangehöriger seine Aufgaben vorbildlich erfüllt. Es ist doch das Elternhaus; deshalb – so nehme ich an – wurde so entschieden.

Stabsfeldwebel
Thomas Riedel

In ähnlicher Situation ...

Mehr oder weniger bin ich in einer ähnlichen Situation. Mein Mann leistet seinen Grundwehrdienst; wir haben drei Kinder. Hinzu kommt, daß wir ein Eigenheim bauen. Wenn man fast sechs Jahre alles gemeinsam bewältigt hat, ist es jetzt sehr schwer. Für diejenigen, der nicht helfen kann genauso, wie für diejenigen, der die Probleme hat. Man sollte deshalb in erster Linie an die Ehepartner denken. Sie stehen während der Armeezeit dem Soldaten am nächsten, beeinflussen ihn, stehen ihm in jeder Situation zur Seite.

Birgit Lehnert, Neuenhagen

Warum nicht ein Brief an beide?

Mein Mann ist Offiziersschüler, wir haben ein Kind. Mir ist auch bewußt, das bestimmende persönliche Hinterland zu sein, welches ihm die nötige Unterstützung gibt. Unsere Eltern bestimmen ja nun nicht mehr unser Leben, das leben wir wohl selbst! Ist es nicht möglich, an Ehepartner und Eltern zu schreiben – oder ist das zuviel?

Sybille Meyer, Burg

Es stimmt mich wehmütig ...

Es stimmt mich wehmütig, daß Petra ihren Schwiegereltern rein gar nichts zukommen lassen will. Ich halte mir vor Augen, daß es mir eines Tages genauso ergehen könnte. In gut 1 1/2 Jahren tritt mein Sohn seinen Dienst bei der Armee an. Hauptberuflich. Darin habe ich ihn bestärkt, habe ihm Charaktereigenschaften aneignen lassen, die für einen solchen Schritt unerlässlich sind. Sicher wird mein Sohn mal eine Freundin haben, wird heiraten, automatisch tritt man dann in den Hinter-

grund – aber Vergessenheit? Mir von der Schwiegertochter sagen lassen zu müssen: „Du hast mit der Sache gar nichts zu tun?“ Liebe Petra, solche Worte verdienen keine Eltern. Ina Nagel, Eisenberg

Anerkennung auch für Petra

Ist es denn für den Vorgesetzten wirklich so schwer, Eltern und Ehefrauen zu informieren? Ich finde, es sollte keiner vernachlässigt werden. Petra muß während der Armeezeit ja auch den Vater ihrer Kinder ersetzen. Auch ihr steht deshalb eine Anerkennung zu! Tatjana Thurian, Eisenhüttenstadt

Es hat fast 30 Jahre gedauert

Mir erging es ebenso wie Frau Hinrichs. Ich habe einen Mann, der schon über 30 Jahre seinen Grenzdienst bewältigt. In dieser Zeit habe ich sechs Söhne großgezogen. Habe nie ein Dankeschön von seinen Dienststellen bekommen! Bis jetzt – wo er in eine neue Einheit kam. Vor seinem Vorgesetzten muß ich den Hut ziehen. Er ist ein Mensch, mit dem man über alles reden kann. Einer unserer Söhne wird in diesem Jahr mit dem Studium fertig und ist dann frischgebackener Offizier. Von seiner Dienststelle haben wir auch ein Dankeschön erhalten. Darauf sind mein Mann und ich sehr, sehr stolz. M. Herzam, Leinefelde

Gipfel der Unverschämtheit?

Der Brief von Frau Hinrichs ist wirklich der Gipfel der Unverschämtheit. Wer hat eigentlich alles gegeben, damit ihr Mann zu dem wurde, was er heute ist? Das waren doch wohl seine Eltern, oder? Zum anderen: Wenn sie ihren Mann wirklich liebt, dann sollte sie sich bitte abgewöhnen, alles aufzuzählen, was sie so tut und welche Probleme sie hat. Ich

finde den Brief an die Eltern vollkommen richtig. Die heutige Generation soll erst mal das bringen, was unsere Eltern gebracht haben. Dann erst hat sie das Recht auf einen Brief von der Armee, eher nicht. Frank Weiske, Weida

Lob für zwei

Ein Schreiben an die Ehefrau wäre auch für mich eine kleine Auszeichnung. Steht man doch seinem Mann während des Wehrdienstes immer zur Seite und versucht, ihm mit Rat und Tat zu helfen. Sabine Höpfner, Wittenberg

Einfach taktlos

Als Vorgesetzter muß ich die mir unterstellten Genossen kennen. Dazu gehört auch,

daß ich einiges aus ihrem Zivilleben weiß. Die Handlungsweise des genannten Vorgesetzten kann mir nur ein Kopfschütteln über soviel Taktlosigkeit abringen. Hat er keine Ahnung, was eine junge Frau mit zwei Kindern alles zu bewältigen hat? Wenn nicht, sollte er des öfteren mal die „Junge Welt“ zur Hand nehmen. Ich bin seit 33 Jahren Angehöriger der bewaffneten Organe. Günter Freese, Neuruppin

Man sollte auch mal an die Kinder denken

Ein Schreiben an Petra wäre für sie ein schönes Geschenk gewesen. Auch für die Kinder wäre es vielleicht ganz gut zu wissen, daß ihr Vater eben nicht nur ein guter Vater, sondern auch ein guter Soldat ist. Manuela Noht, Berlin

Warum den Belobigten nicht an der Entscheidung beteiligen?

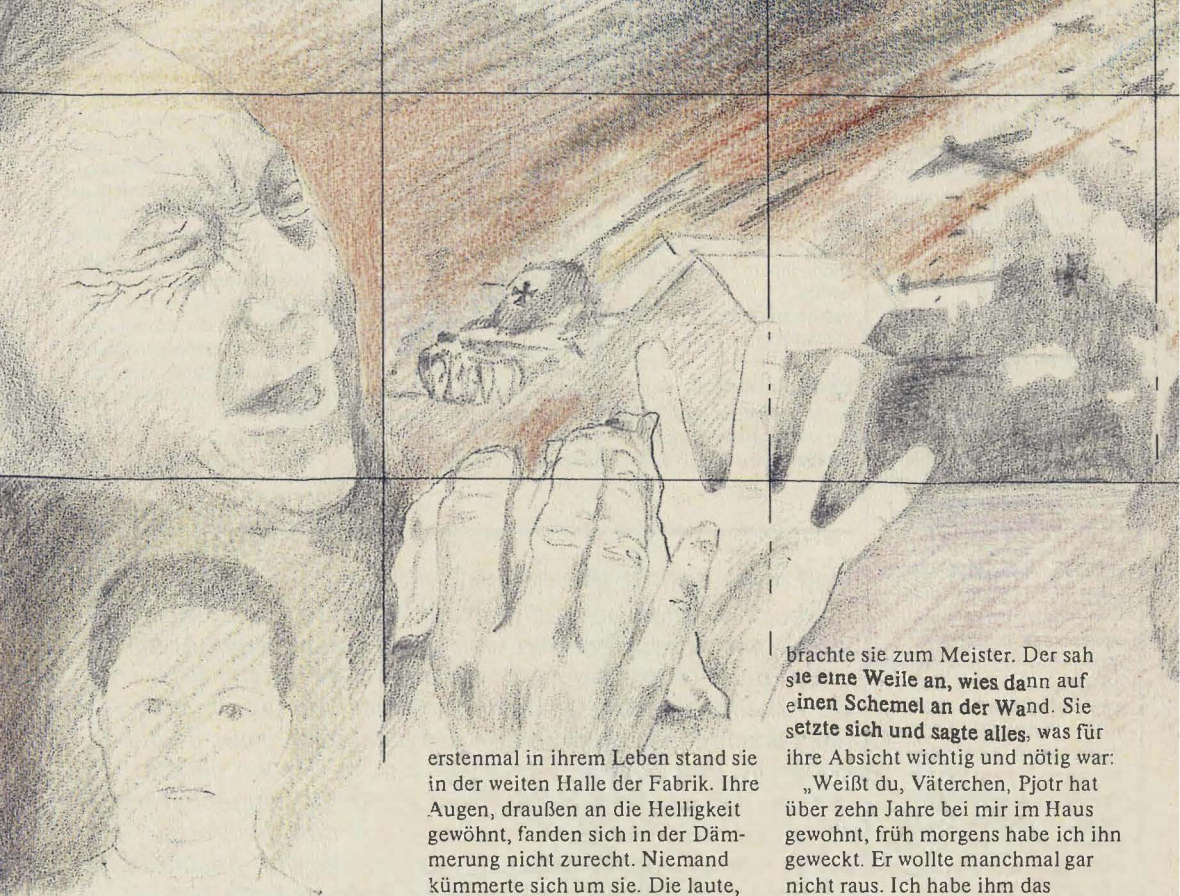
Voraussetzung, daß ich richtig entscheide, ist doch in erster Linie die Kenntnis des persönlichen Umfelds des zu Belobigenden. Wer hat mehr Anteil an seiner guten militärischen Aufgabenerfüllung? Wer vor allem hat Einfluß auf sein weiteres Verhalten im Wehrdienst? Klarend hilft oft auch ein Gespräch mit dem Betreffenden; als Vorgesetzter breche ich mir keinen Zacken aus der Krone, wenn ich den zu Belobigenden an der Entscheidung, wer den Brief bekommen sollte, beteilige. Oberstleutnant Ralf Rosenhain

Und wofür spricht sich AR aus?

Zahlreich häuften sich auf meinem Tisch die Zuschriften. Unter ihnen beachtenswert viele von Frauen, regen Anteil zeigend am Dienst ihrer Männer oder ihrer Söhne. Brief an die Arbeitsstelle oder an den Ehepartner oder an die Eltern – die Vorschrift räumt diese drei Möglichkeiten einer Belobigung ein. Wie hoch ihr Stellenwert ist, geht auch daraus hervor, daß der Brief in der Regel vor dem Truppenteil oder der Einheit verlesen wird. Muß oder soll nun der Vorgesetzte nur an eine, an zwei oder gar an alle drei Anschriften schreiben? Eine allseits verbindliche Antwort kann es wohl darauf nicht geben. Man muß von Fall zu Fall beurteilen; gewiß gehören dazu genaue Kenntnisse der Lebensumstände des Auszuzeichnenden. Und im Zweifelsfalle rate ich: lieber einen Brief mehr. Wer will sich schon die Gelegenheit entgehen lassen, doppelte oder gar dreifache Freude zu schenken? Die Vorgesetzten sind also gut beraten, keinen außer acht zu lassen, weder Eltern noch Ehegatten und Betrieb. Gewiß, es wird etwas mehr geschrieben werden müssen. Eine kleine zusätzliche Arbeit – aber welche Wirkung kann sie hinterlassen! Das meint
Leserbriefredakteur Horst Spickerei

Erich Kriemer

Erinnerung an eine alte Frau



Erst im August 42 war die alte Frau nach Stalingrad gekommen. Niemand hatte sie gerufen. Sie ging durch das breite Tor des Traktorenwerkes, ohne daß sie aufgehalten wurde. Das Bündel, das sie auf der Schulter trug, rutschte ständig ab, hatte keinen Halt. Sie wurde ärgerlich darüber, hatte Mühe, es wieder hochzunehmen, schleppte es schließlich auf dem Erdboden hinter sich her. An der Eingangstür zur Werkhalle warf sie es in die Ecke, schob mit dem Fuß noch einmal nach. Für Nebensächlichkeiten hatte sie keine Zeit. Zum

erstenmal in ihrem Leben stand sie in der weiten Halle der Fabrik. Ihre Augen, draußen an die Helligkeit gewöhnt, fanden sich in der Dämmerung nicht zurecht. Niemand kümmerte sich um sie. Die laute, fremde Welt aus Eisen und aus Rädern rumorte unentwegt, drückte auf ihre Zuversicht und bedrängte sie. Zurück auf die Fähre? Ins Dorf zurück? – Dann schritten ihre alten Beine betont energisch weiter mitten in den Lärm hinein. Und bald entdeckte sie die Menschen, die bei den Maschinen standen. Na also, dachte sie. Und wurde wieder froh dabei. Den ersten besten zupfte sie am Ärmel. Erklärte ihm. Versuchte zu erklären. Schrie ihm ins Ohr, damit er gut verstehen sollte: „Zeig mir die Maschine!“ Er verstand sie trotzdem nicht und

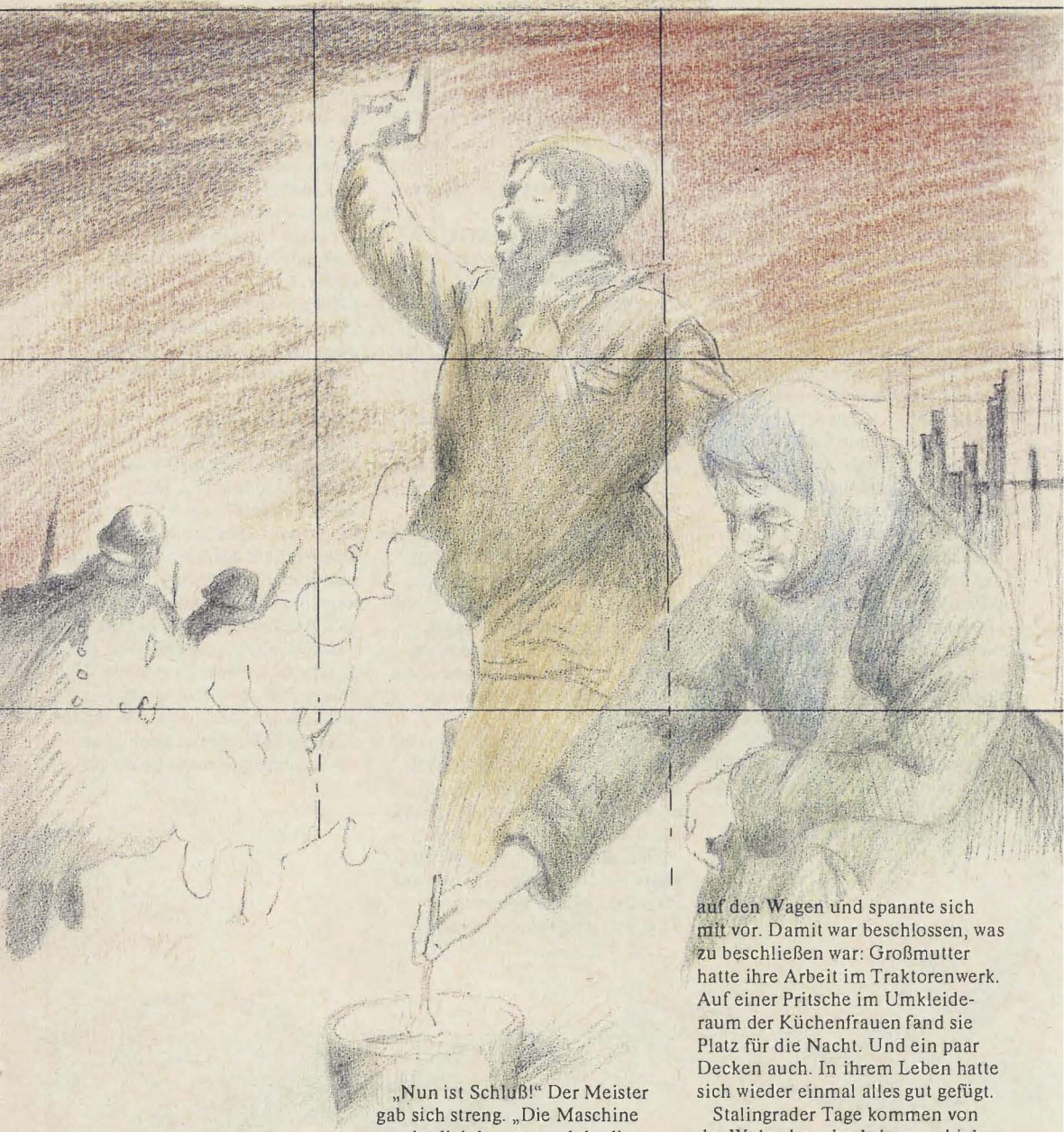
brachte sie zum Meister. Der sah sie eine Weile an, wies dann auf einen Schemel an der Wand. Sie setzte sich und sagte alles, was für ihre Absicht wichtig und nötig war:

„Weißt du, Väterchen, Pjotr hat über zehn Jahre bei mir im Haus gewohnt, früh morgens habe ich ihn geweckt. Er wollte manchmal gar nicht raus. Ich habe ihm das Waschwasser zurechtgestellt und Tee für ihn gekocht, damit er pünktlich wegkam aus dem Haus. Hier im Traktorenwerk steht seine Maschine. Vorige Woche ist er an die Front. Und bei dir, Väterchen, steht die Maschine still. Es ist doch so! Oder nicht? Also bin ich gekommen, zeig mir die Maschine, ich übernehme sie.“

Der Meister blieb ganz ernst, nur die Augen lachten.

„Großmutter“, sagte er, „so einfach geht das nicht. Der Direktor muß beschließen.“

Sollte er doch, sie hatte nichts



dagegen. Wenn ohne hohen Beschluß nun einmal nichts zu machen war. Sie saß auf ihrem Schemel. Und der Meister wußte nicht, was er hätte unternehmen können, um die alte Frau heimzuschicken.

„Großmutter, geh in dein Dorf zurück. Hast genug geschuftet. Dein Pjotr kommt auf Urlaub, und du bist nicht zu Hause.“

Sie blieb stur, wollte die Maschine.

„Nun ist Schluß!“ Der Meister gab sich streng. „Die Maschine macht dich kaputt, und du die Maschine. Also geh!“

Und er ließ sie sitzen, ging hinaus.

Die Maschine konnte sie nicht haben, der Meister tat es nicht. So hatte sie ihre Absicht beinahe aufgegeben, traurig und ein wenig böse lief sie auf das Werktor zu. Eine Küchenfrau mit ihrem Handwagen zog an ihr vorbei, hatte Mühe mit den vielen Kisten. Die Räder quietschten und holpten daher. Da warf die alte Frau ihr Bündel

auf den Wagen und spannte sich mit vor. Damit war beschlossen, was zu beschließen war: Großmutter hatte ihre Arbeit im Traktorenwerk. Auf einer Pritsche im Umkleide-raum der Küchenfrauen fand sie Platz für die Nacht. Und ein paar Decken auch. In ihrem Leben hatte sie wieder einmal alles gut gefügt.

Stalingrader Tage kommen von der Wolga her, dunkelgrau schieben sie heran, werden hell und heller, schwimmen übers Wasser, laufen durch die Stadt. Großmutter wartet jedesmal auf den neuen Tag. Sie braucht nur wenig Schlaf: vier, fünf Stunden. Dann wacht sie auf, wäscht sich schnell. Danach stellt sie sich den umgestülpten Holzeimer vor die Tür und setzt sich drauf. Sie hat es immer so gehalten: Schau dem neuen Tag bedächtig ins Gesicht und frag ihn aus, was du zu erwarten hast. Rieche in die

Morgenluft hinein. Nichts mehr kann dich überraschen.

Der August hat noch eine Woche gut. Mit seiner spätsommerlichen Wärme, die er für diesen Tag wiederum versprach, beschummelte er die alte Frau. Er hielt zwar sein Versprechen ein: Die Sonne brach durch den Dunst, der über der Wolga lag. Großmutter ließ sich davon täuschen. Sie raffte sich auf, ihr Arbeitstag begann. Zuerst holte sie Kartoffeln aus dem Keller, trug sie über den Hof zur Wasserleitung hin. Irgendwo vom Morgenhimmel her kam ein tiefes Brummen auf sie zu, gar nicht laut. Eintönig und beständig lag es hoch oben in der Luft. Die alte Frau, noch mitten auf dem Hof, schaute in den Himmel. Sah, wie sie kamen. Ein ahnungsloses Staunen war in ihren Augen und Gedanken. Sie dachte nicht darüber nach, was da schon am frühen Morgen angeflogen kam. Die erste Welle stieß plötzlich nieder auf die Stadt. Mit gräßlichem Geheul. Der alten Frau fiel der Eimer aus der Hand, polterte zu Boden. Starr stand sie da, unfähig, auch nur einen Schritt zu tun. Ringsum Krachen, Bersten, Tosen. Feuersglut. Die Welt stürzt ein. Wo eben noch die Häuser standen, quoll aus der unsichtbaren Erde

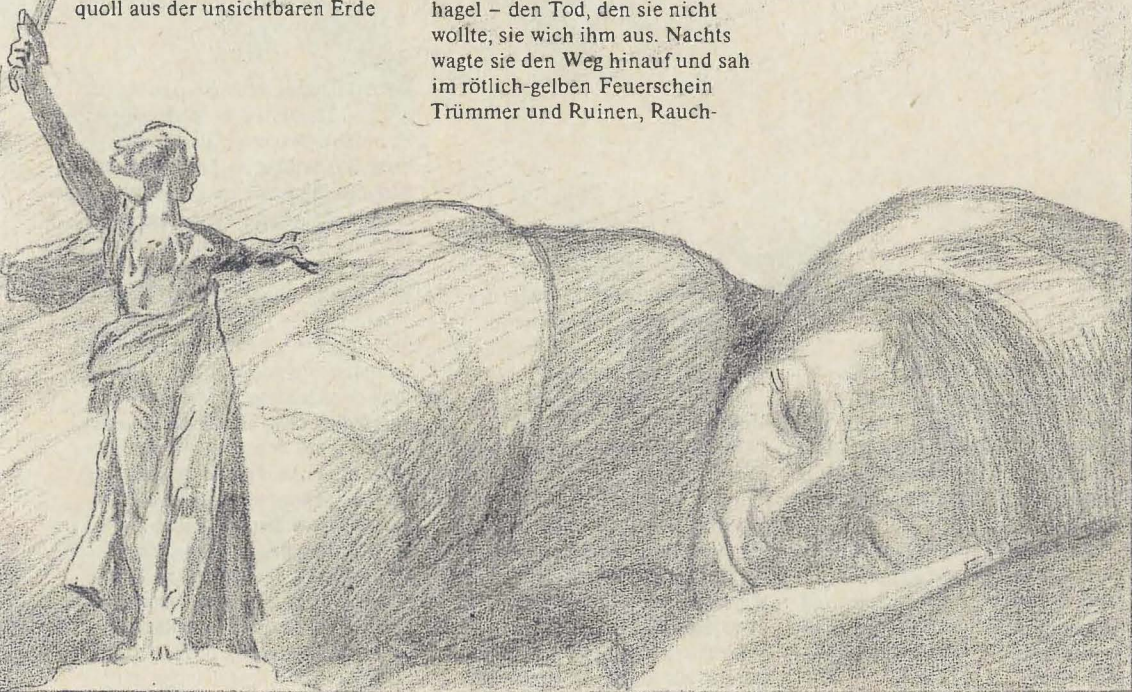
dicker, schwarzer Rauch. Die nächste Welle und die nächste. Und wiederum die nächste. Sie luden ab ohne Unterbrechung. Der Tod frei Haus. Tonnenweise. Unter Schutt und Trümmern.

Großmutter, was ist das für ein Tag?

Auf allen ihren Sinnen lag lähmendes Entsetzen. Sie wäre bei diesem ersten Angriff ganz sicher umgekommen. Die Männer von der Nachtschicht zerrten sie vom Hof, stießen sie hinunter in den Keller. Stundenlang hockte sie in ihrer dunklen Ecke und horchte dem Dröhnen hinterher, das oben von der Erde kam. Die Nacht war nicht so laut. Es war möglich, ein wenig nachzusinnen. Was heißt leben, was heißt sterben für eine alte Frau? Daß es für sie auch einmal zu Ende ging hier auf dieser Erde, warum denn nicht? Das war gewiß nicht schlimm. Und trotzdem saß in ihr diese tiefe, unbekannte Angst. Nicht vor dem Tod, sondern vor dem Krieg. Wenn schon gestorben werden muß, dann vernünftig. Anders nicht.

So trat sie ein in diese fürchterlichen Tage mit der festen Absicht, alles, was noch kommen würde, zu ertragen. Granaten Bomben, Kugelhagel – den Tod, den sie nicht wollte, sie wich ihm aus. Nachts wagte sie den Weg hinauf und sah im rötlich-gelben Feuerschein Trümmer und Ruinen, Rauch-

schwaden, die der Wind zerblies. Bald fand sie sich zurecht. Unter einer eingestürzten Wand entdeckte sie ein Loch. Sie räumte Ziegel fort und kroch hinein, tastete umher. Wenn es nicht so finster wäre! Sie blieb über Nacht. Als draußen die Bomben wieder krachten, schaute der graue Morgen durch das Mauerloch herein. Großmutter hatte Glück. Im Keller war noch allerhand beisammen: Kartoffeln, Weißkohl, Erbsen. In den Nächten, die dann kamen, trug die alte Frau aus den Trümmern, was brauchbar war, zusammen: Hausrat, Töpfe, Decken. Aus Ziegeln und aus Eisenstäben baute sie die Kochstelle zurecht. Sie drehte das Leben einfach um: Tagsüber suchte sie auf ihrem Feldlager in der Kellerecke für ein paar Stunden Schlaf. Im Dämmerlicht des Abends lugte sie zum Kellerloch hinaus, duckte sich, wenn die Kugeln pfften, und wußte bald Bescheid, was sich in ihrer Nähe tat, kannte die Soldaten, die da schossen, warfen, kämpften, fünf an der Zahl, die nicht wankten und nicht wichen, auch wenn die Panzer mit dem Balkenkreuz erschienen. Sie besorgte sich einen großen Topf



und kochte reichlich Suppe. In der Finsternis kroch sie über Schutt und Mauerreste, hielt den heißen Topf mit beiden Händen fest, damit nichts verschwappte. Als dies das erstmal geschah, erschrecken die Soldaten.

„Aber Söhnchen, keine Angst! Ich bringe Suppe. Die wärmt auf.“

Danach war alles klar. Sie war auf einmal unentbehrlich in der großen Schlacht, kam Nacht für Nacht, bis ihr Keller nichts mehr hatte, keine Erbsen und kein Brot. Noch einmal schlich sie sich hinaus, schöpfte den Rest aus ihrem Topf in das Soldatengeschirr hinein, setzte sich und sagte: „Ich habe nichts mehr, alles ist aufgebraucht.“

Stepan schaute verdutzt in das alte, gütig-traurige Gesicht und fragte dann: „Wie meinst du das? Gibt's keinen Nachschub mehr?“ Nun erst erfuhren die Soldaten, daß in all den Tagen die alte Frau ihr Nachschub war, nicht das Bataillon. Sie redeten erregt auf sie ein. Tichon wußte von dem Kutter, der in der Nacht über die Wolga kam. Er brachte die Verpflegung.

„Großmutter, du mußt runter. Wir können hier nicht weg. Ich schreibe dir einen Zettel.“ Und er schrieb beim Licht der Taschenlampe:

„Verpflegung für die 3. Kompanie: Mannschaftsbestand 5 Soldaten, eine Frau.“

Sergeant T. Makarow“

In der Nacht darauf wagte die alte Frau den Weg zur Wolga hinab. Am Steilufer blieb sie stehen. Dunkelheit, keine Straße und kein Pfad. Greifbar nahe unter ihr das breite, graue Wasser. Konturen eines Bootes. Gedämpfte Stimmen. Sie rutschte, stolperte und kroch, krallte die Finger in das dürre Gras, verlor dabei den Eimer und lief ihm hinterher. Einer von den Männern hatte sie bemerkt und kam auf sie zu. Das war ihr recht, so mußte sie nicht suchen. Der aber, als er vor ihr stand, hatte sicher anderes erwartet, nur nicht eine alte Frau.

Gar nicht freundlich sagte er: „Was ist los? Was willst du hier?“ – Aus ihrer Jacke kramte sie den zerknüllten Zettel hervor. Der Offizier ging zu den anderen zurück. Die alte Frau sah, daß man über sie beriet. Bis schließlich einer sagte: „Gib ihr doch, es wird schon stimmen!“

Man gab ihr Brot, Butter, sogar Wurst. Eine Tüte Graupen. Und noch mancherlei dazu. Sie verstaute es im Eimer. Das Steilufer stand vor ihr wie eine hohe Wand. Für den Rückweg brauchte sie zwei Stunden. Als sie endlich in ihrem Keller war, fehlte ihr der Atem. Sie zitterte am ganzen Leib und setzte sich aufs Lager. Nur nicht schlafen! Sie mußte doch noch kochen. Bevor der Tag anbrach, bekam die dritte Kompanie Brot, Wurst und Suppe. Auch später, als der Frost tief in die Erde kroch, war sie nachts stets unterwegs. Schnee fiel ins Land, und der Winter kam. Der Weg zum Ufer wurde glatt. Man konnte stürzen, sich die Beine brechen. Oder das Genick. Großmutter nahm sich sehr viel Zeit. Man brauchte sie. Und zwar mit heilen Knochen.

Einmal, als sie wieder unten angekommen war, geriet sie in Verzweiflung. Der ihr bekannte Offizier war diesmal nicht beim Boot. So sprach sie einen anderen an. Der aber trieb sie fort. „Geh nach Hause, Alte! Bettle hier nicht rum!“ Sie ging, aber nicht sehr weit, und belauerte das Boot. Einer kam, den kannte sie. Von ihm bekam sie die Verpflegung für die 3. Kompanie.

So hatte sich die alte Frau hineingelegt in diese furchtbar schwere Zeit. Panzer, Bomben und Granaten. Kellerloch. Ruinen, Stalingrad. Und die 3. Kompanie. Das neue Jahr war unbemerkt gekommen, hatte weder Glück noch Besserung gebracht. Großmutter hatte in den vielen Wochen nie geschimpft und nie geklagt. Unentwegt schleppte sie das Essen für die Kompanie. Eines nachts verlangte Tichon von ihr den Verpflegungszettel. Er zerriß ihn in hundert kleine Stückchen. Sie aber, die nicht wußte, was das zu bedeuten hatte, sagte nur:

„Ich brauche ihn nicht, ich kriege das Brot auch so.“

Tichon schrieb einen neuen Zettel aus und erklärte ihr: „Verpflegung nur für 3 Soldaten. Und für eine Frau. Hast du mich verstanden?“

Ja, das hatte sie. Sie nahm den Zettel, schob ihn in die Jacke.

„Wer?“ fragte sie.

„Stepan und Andrej, wir haben sie begraben.“

Da saß die alte Frau auf der kalten Mauer und war still und klein und krumm. Über das faltige Gesicht rollten die Tränen. Dann, Ende Januar, begann der letzte Sturm. Die 3. Kompanie brach auf: Tichon, Sergej, Jakow. Viele tausend mutige Soldaten. Was von der faschistischen Armee noch übrig war, kroch aus den Verstecken, hob die Hände hoch. Stalingrad war frei. Keine Bomben mehr, nirgendwo donnernde Kanonen. Über der Ruinenstadt lag der kalte Winter. Und endlich auch der Frieden.

Die große Siegesfeier stand bevor, frohbewegt liefen sie zum Platz. Auch Tichon, Sergej, Jakow. Da blieb Tichon stehen: „Die Großmutter, sie gehört doch auch dazu!“ Sie kehrten um, die alte Frau zu holen.

Großmutter lag im Keller auf ihrem Erdlager unter einer schmutzigen, braunen Decke. Schliefe. Die Hände kalt. Kein Atem war in ihr. Man nahm sie hoch, rüttelte und rief. Sie hörte nicht und schlief und wurde nicht mehr wach. Eilig holten sie den Arzt. Der untersuchte gründlich, obwohl nichts mehr zu untersuchen war. Die Soldaten fragten ihn: „Ist sie verletzt?“

„Nein, nicht verletzt. Gestorben. Einfach so. Vor Hunger und Erschöpfung.“

Illustration: Ingolf Neumann

Otto Lilienthal

Durch die heimatlichen Wiesen Vorpommerns, nahe ihrer Geburtsstadt Anklam, streifen um 1860 oftmals zwei Jungen. Sie interessieren sich aber kaum für Schmetterlinge, Feldmäuse oder Hasen. Vielmehr beobachten sie staunend die Störche, Bussarde, Möwen und all die anderen geschickten Segler während ihres majestätisch anmutenden Fluges. So wecken wohl diese Ausflüge in Otto Lilienthal schon frühzeitig das Interesse für die Fliegerei. In seinem etwa eineinhalb Jahre jüngeren Bruder Gustav findet er insbesondere in der Jugendzeit einen gleichgesinnten und begeisterten Mitstreiter. Und bereits 1862, Otto ist gerade vierzehn, bauen die Brüder gemeinsam ihr erstes „Flugzeug“. Es ist ein etwa vier Meter großes Flügelpaar aus Kiefernleisten, Buchenspanbrettchen und Leinwand.

Um dem Gespött ihrer Schulkameraden zu entgehen, ziehen die beiden Brüder damit nachts auf einen Schießplatz weit vor den Toren der Stadt, unternehmen erste Schweberversuche. Jedoch ohne Erfolg. Denn zum Fliegen eignen sich die Holzbretter wirklich nicht. Aber sie verzweifeln nicht.

Den nächsten Apparat haben sie drei Jahre später fertig, verwenden dafür Schwunghfedern von Gänsen. Dieser Schlagflügelmechanismus wird durch die Kraft beider Beine bewegt. Otto springt



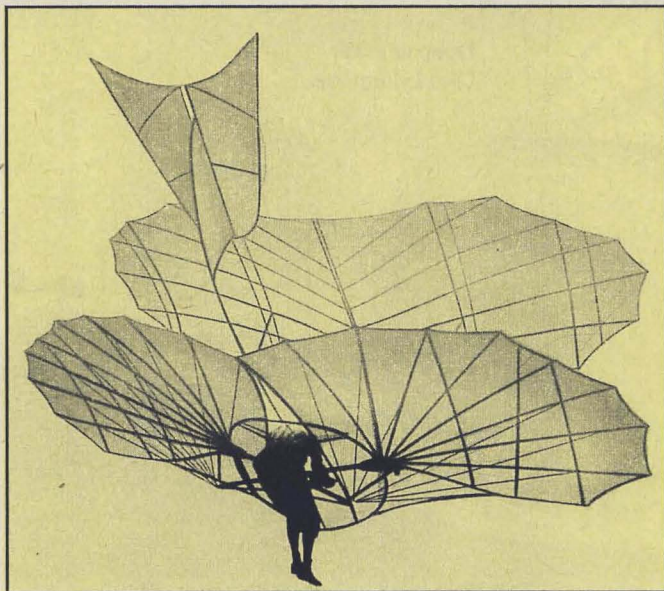
**Die von mir
geübten Segelflüge sind
für den freien Flug des
Menschen nichts weiter,
als was die ersten
unsicheren Kinderschritte
für den Gang
des Menschen bedeuten.**

*Otto Lilienthal –
(23. Mai 1848–10. August 1896)*

damit mehrmals von einem Hausboden auf die Erde und mag dabei wohl erstmals gespürt haben, daß die Flächen eine gewisse Tragwirkung haben. Wenn auch diese Schwingenflugversuche noch keine praktische Bedeutung für die Wissenschaft haben, so erbringen sie doch den Nachweis, daß sich der Mensch mit eigener Kraft in der Luft halten kann.

Während seiner Berliner Studentenzeit erkennt Otto den Mangel seiner bisherigen Versuche: Es fehlten ihm gründliche theoretische und praktische Kenntnisse, die er sich aber durch ausdauerndes Studium und eigene Forschungen erarbeiten kann. Nach seiner Rückkehr aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 begrüßt er seinen Bruder mit den Worten: „Nun werden wir es schaffen“. Und mit großem Elan machen sich Otto und Gustav an die Arbeit, bauen in den folgenden Jahren mehrere Schwingflugmodelle, darunter auch eins mit Dampfmaschinenantrieb. Aber rechtzeitig erkennen sie, daß in dieser Richtung nicht voranzukommen ist. Sie suchen nach anderen, besseren Möglichkeiten, lassen sich nicht unüberlegt von ihrer selbstgestellten Aufgabe hinreißen.

1874 unternehmen sie Auftriebs- und Widerstandsmessungen an verschieden geformten Tragflächenprofilen. Sie messen, wiegen, beobachten, experimentieren und verallgemeinern. Mit dieser Methode gelangt Lilienthal zu der Erkenntnis, daß die leicht gewölbte Tragfläche „das eigentliche Geheimnis des Fliegens“ sei. Zur gleichen Zeit lassen Otto und Gustav auch vogelähnliche Flugdrachen in der Charlottenburger Ebene aufsteigen. Mit vier Schnüren wird der Drachen im Gleichgewicht gehalten und in die Horizontallage gebracht, so



Lilienthal-Doppeldecker (1895)

Die Konstruktion brauchbarer Flugvorrichtungen ist nicht unter allen Umständen abhängig von der Beschaffung starker und leichter Motore.

Ein Flugapparat, der mit möglichster Arbeitersparnis wirken soll, hat sich in Form und Verhältnissen genau den Flügeln der gut fliegenden größeren Vögel anzuschließen.

Die Flügel müssen im Querschnitt eine Wölbung besitzen, die mit der Höhlung nach unten zeigt.

Die Form der Wölbung muß eine parabolische sein, nach der Vorderkante zu gekrümmter, nach der Hinterkante zu gestreckter.

Beim Ruderflug erhalten die nach der Mitte zu liegenden breiteren Flügelteile möglichst wenig Hub und dienen ausschließlich zum Tragen.

An dem Auf- und Niederschlag brauchen nur die Enden der Flügel teilzunehmen. Der nur tragende Flügelteil kann wie beim Segeln unbeweglich bleiben.

(Aus: „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst“, 1939)

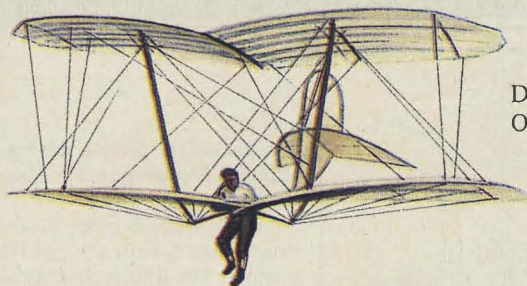
daß er Gleitflüge ausführen kann. Darüber schreibt Otto Lilienthal später in seinem Buch „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst“: „Von diesem Versuch sind wir heimgekehrt mit der Überzeugung, daß der Segelflug nicht bloß für Vögel da ist, sondern daß wenigstens die Möglichkeit vorhanden ist, daß auch der Mensch auf künstliche Weise diese Art des Fluges, die nur ein geschicktes Lenken, aber kein kraftvolles Bewegen der Fittiche erfordert, hervorrufen kann.“

Dieses im Ergebnis zahlreicher Studien 1889 erschienene Werk ist, wie sich herausstellt, denn auch weit weniger eine Untersuchung über den Vogelflug, sondern weit mehr eine Anleitung zur Verwirklichung des Menschenfluges. Neben anderen wichtigen Gedanken legt Otto Lilienthal in seinem Buch in 30 Punkten ein Programm dar für die Konstruktion und Erprobung von Flugapparaten. Mit seiner Erkenntnis von der Überlegenheit gewölbter Tragflächenprofile stößt

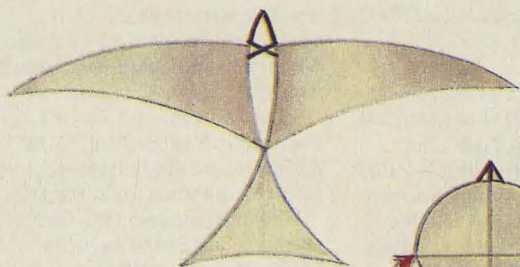
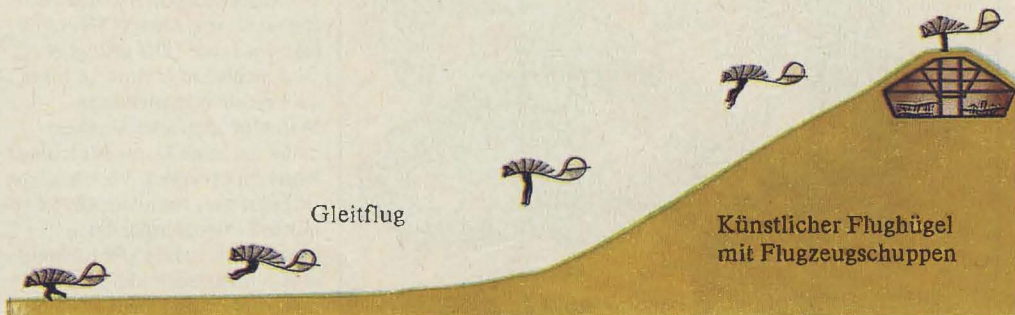
er dabei auf ein Gesetz, das bis heute für Flugzeuge mit niedriger Geschwindigkeit gilt.

Zunächst jedoch treten die flugtechnischen Arbeiten in den Hintergrund. Die Brüder sind beruflich voll beansprucht: Otto als Ingenieur und Gustav als Architekt. Im Jahre 1887 gelingt es Otto, nachdem er rund 16 Jahre als Ingenieur in mehreren Maschinenbaubetrieben gearbeitet hat, eine kleine Maschinenfabrik zu erwerben. Verschiedene Erfindungen, vor allem ein patentierter Schlangenrohr-Dampfkessel, der die Energieprobleme in Kleinbetrieben billig lösen hilft, dienen ihm dazu, die finanziellen Mittel zu erwirtschaften, die es ihm ermöglichen, sich wieder dem Problem zuzuwenden, das sein eigentlicher Lebenszweck ist: Der Flug des Menschen mit Geräten, die schwerer als Luft sind. Endlich hat er wieder Zeit und Geld, um die Flugversuche in größerem Rahmen fortzusetzen.

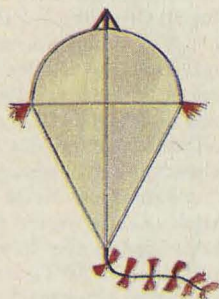
1890 unternehmen Otto und Gustav in der Ebene zwischen Charlottenburg und Spandau mit einem Gleitfluggerät die ersten Stehversuche am Boden, um sich im Halten des Gleichgewichts zu üben. Ein Jahr später stellt er in seinem Garten ein Sprungbrett auf und führt zahllose Absprünge durch. Bei einer Absprunghöhe von zwei Metern gelingt es ihm, sechs bis sieben Meter weit zu gleiten. Mit seinen Gestellen aus Weidenruten, Bambusstäben und Leinwand, in die er sich, gestützt auf die Unterarme, hängt und die er durch schaukelnde Körperbewegungen zu steuern sucht, gelangen ihm als ersten Menschen 15-Meter-Sprünge. Diese Ver-



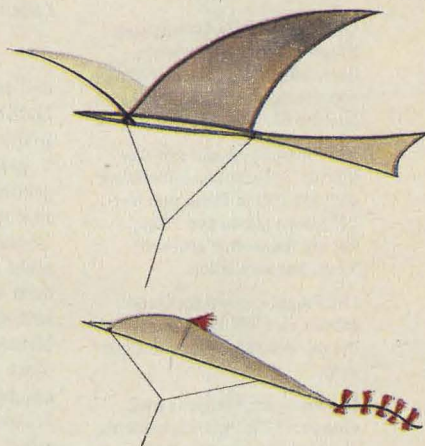
Doppeldecker
Otto Lilienthals



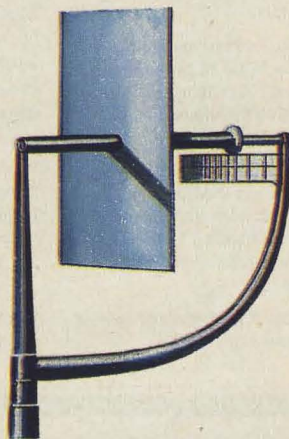
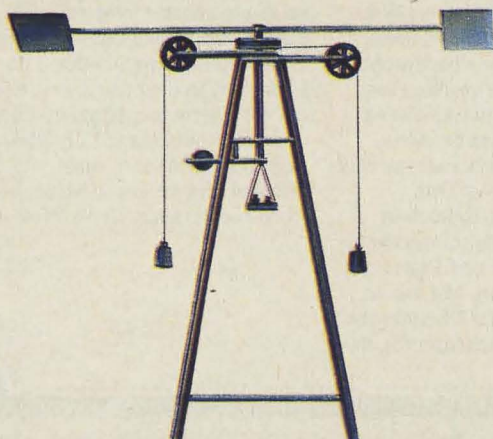
Drachen

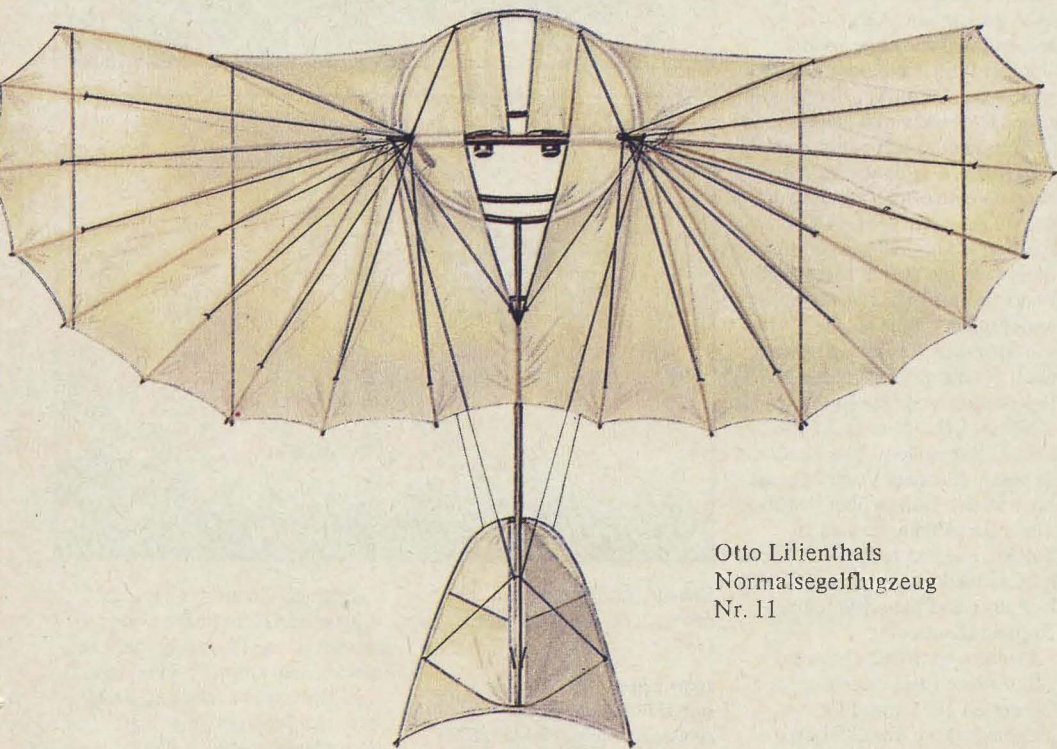
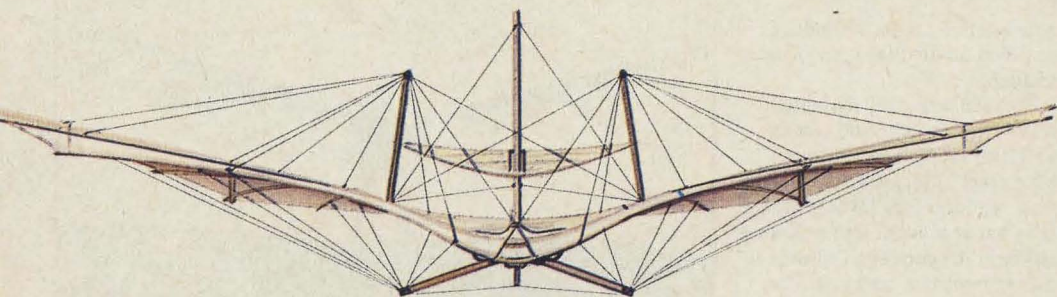


Rundlaufmeßgerät

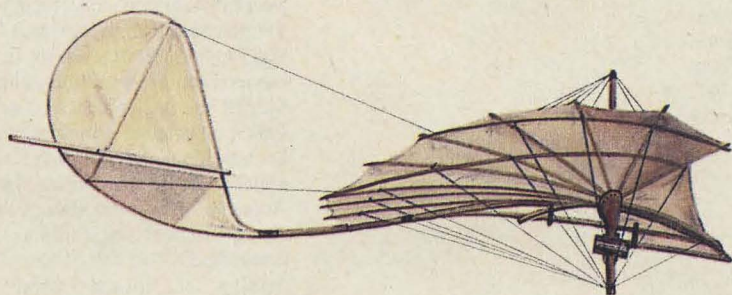


Windmesser





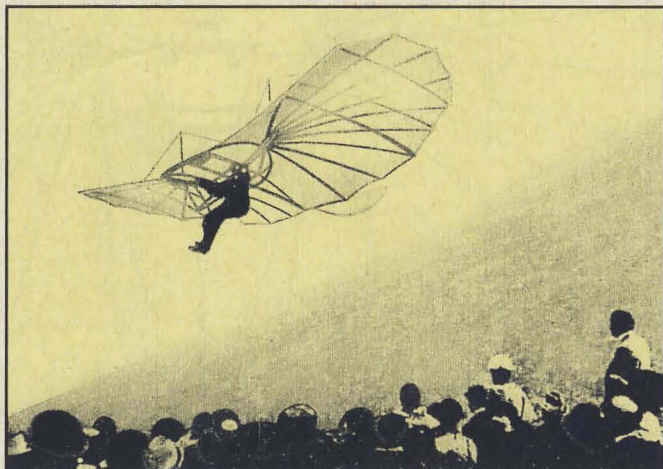
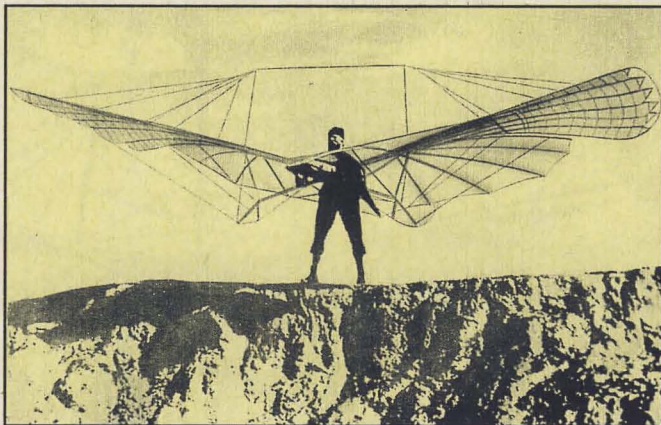
Otto Lilienthals
Normalsegelflugzeug
Nr. 11



suche gelten als der Zeitpunkt, von dem an die Menschen fliegen können.

Bis 1893 setzt Otto Lilienthal seine Flugversuche von einem 15 Meter hohen kegelförmigen Flügelhügel in Lichterfelde-Süd mit wachsender Intensität fort. Den Berg hat er sich auf eigene Kosten aus dem Abraum des Teltowkanals aufschütten lassen, um bei jeder beliebigen Windrichtung üben zu können. Als er sich bei seinen Flugversuchen immer sicherer fühlt, findet der Flugpionier in den Rhinower Bergen zwischen Rathenow und Neustadt an der Dosse ein noch günstigeres Fluggelände. Hier am Golmeberg – heute ein Segelflugplatz der GST – kann er seine Leistungen sprunghaft steigern. Er fliegt bald bis zu 300 Meter weit und vollführt beliebige Richtungsänderungen. „Eine solche schwingungsvolle Bewegung belohnt auch die zur Erlangung der Fertigkeit aufgewendete Mühe“, schildert Otto Lilienthal diese Flüge, „wie es denn überhaupt ein unbeschreibliches Vergnügen ist, hoch in den Lüften über den sonnenigen Bergabhängen sich zu wiegen, nur von einer leisen Äolsharfenmusik begleitet, welche der Luftzug den Spanndrähten des Apparates entlockt.“

Um nun auch bei stärkerem Wind fliegen zu können, geht Lilienthal 1895 zum Bau von Doppeldeckern über. Bei gleichem Flächeninhalt ist die Spannweite des Doppeldeckers um die Hälfte kleiner, wodurch die Apparate leichter zu handhaben sind. Mit diesem Flugzeugtyp gelangen ihm schließlich auch die ersten Segelflüge im Hangaufwind.



Schwingenflugzeug mit beweglichen Außenflügeln (1896)

Otto Lilienthal mit seinem Eindecker in Berlin-Lichterfelde (1893)

Insgesamt baut der Versuchsflieger und Konstrukteur etwa 20 verschiedene Flugzeugtypen, Eindecker und Doppeldecker, zusammenlegbare Modelle und Fluggeräte mit Schlagflügeln. Die Grundformen dieser Schöpfungen sind auch bei modernen Flugzeugen heute noch zu erkennen: Tragflächen, Rumpf, Leitwerk. Der Flugpionier bereitet sogar schon einen Motor für ein neues Modell vor, das er jedoch in der Praxis nicht mehr erproben kann. International erregen seine Flugapparate in der Fachwelt einiges Aufsehen. Wissenschaftler, Forscher, Versuchsflieger interessieren sich dafür. Der Standardtyp, der „Normal-Segelap-

„... Was uns bei der Lösung der Flugfrage am meisten fördern kann, das sind zahlreiche mit Verständnis und Geschick ausgeführte Versuche. Auf dem Papier allein kann überhaupt das Flugproblem nicht reifen.

Theorie und Praxis müssen in Wechselwirkung sich ergänzend und gegenseitig verbessernd nach und nach uns eindringen lassen in die Geheimnisse der Luftwiderstandserscheinungen, denen der Vogel sein Flugvermögen verdankt.“

(Aus einem Schreiben an Rechnungsrat Keiper, 1890)

„Dieser Flugapparat soll zur Ausübung des freien Fluges für den Menschen dienen und sowohl den Segelflug ohne Flügel Schlag als auch den Ruderflug mit bewegten Flügeln bewirken.

... Die Bewegung kann entweder durch den mit dem Apparat fliegenden Menschen oder durch eine besondere Maschine hervor gebracht werden.“

(Aus der Patentschrift für den Lilienthal-Eindecker, 1893)

„Den Tag, an welchem Lilienthal im Jahre 1891 seine ersten fünfzehn Meter in der Luft durchmessen hat, fasse ich auf als den Augenblick, seit dem die Menschen fliegen können.“

(Ferdinand Ferber, französischer Flugpionier, in seinem Buch „Die Kunst zu fliegen“, 1910)

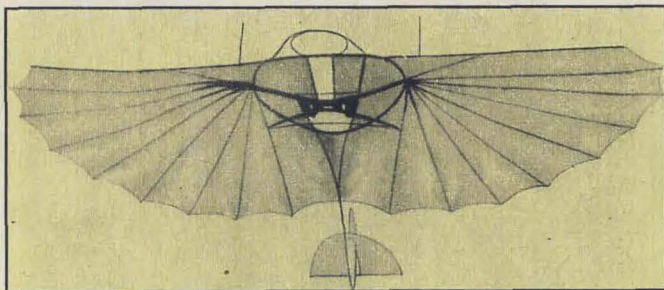
„Der Fortschritt der Kultur ist in hohem Grade davon abhängig, ob es dem Menschen jemals gelingen wird, das Reich der Luft in eine allgemeine, viel benutzte Verkehrsstraße zu verwandeln. Die Grenzen der Länder würden dann ganz ihre Bedeutung verlieren, weil man sie bis in den Himmel nicht absperren kann. Man kann sich kaum vorstellen, daß Zölle und Kriege dann noch möglich sind.“

(Aus Lilienthals letztem öffentlichen Vortrag, 1896)

parat“, wie Lilienthal ihn nennt, geht sogar in eine Art Serienfertigung. Etwa 20 Exemplare dieses Typs mit seinen 6,70 Metern Spannweite verkauft oder verschenkt der Mann, dem jede Geheimniskrämerei fremd ist. Als er einmal danach gefragt wird, warum er so freimütig alle seine Erfahrungen veröffentlicht und die Früchte seiner Arbeit preisgebe, antwortet er sinngemäß: „Ich kann doch nicht alles allein erfinden. Ich suche gerade Helfer, damit wir im Fliegen schneller vorankommen.“

So kommt im Jahre 1895 auch

zum Stillstand. Lilienthal verlagert sein Körpergewicht noch nach vorn, doch es ist schon zu spät. Der Apparat kippt vorn über und stürzt aus 15 bis 20 Meter Höhe ab. Der kühne Flieger erleidet dabei schwere Rückgratverletzungen und verliert das Bewußtsein, das sich nur noch für kurze Zeit wieder einstellt. Am 10. August stirbt in der Bergmannschen Klinik in Berlin der große deutsche Flugpionier, über



Lilienthal-Eindecker (1895)

der russische Aerodynamiker Professor Shukowski nach Berlin-Lichterfelde, nur mit dem Wunsch, Otto Lilienthal persönlich kennenzulernen und seine Konstruktionen und Flüge aus der Nähe zu sehen. Nach seiner Rückkehr schreibt er, den Lenin später als „Vater der russischen Luftfahrt“ bezeichnet: „Die wichtigste Erfindung der letzten Jahre auf dem Gebiet der Luftfahrt ist der Flugapparat des deutschen Ingenieurs Otto Lilienthal.“

Am 9. August 1896 fährt Otto Lilienthal in Begleitung seines Mechanikers wieder einmal in die Rhinower Berge. Bei Nordostwind mittlerer Stärke startet er von dem Hügel, der unmittelbar neben dem Golmberg liegt. Zwei Flüge verlaufen zur völligen Zufriedenheit, beim dritten Start geschieht dann das Unglück. Der Gleiter wird wahrscheinlich zu langsam geflogen und kommt in der Luft

den Nikolai Shukowski im Oktober vor der Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften sagt: „Sein Name geht ein in die Geschichte der Luftfahrt gemeinsam mit den Namen der anderen Märtyrer der Wissenschaft, die ihr Leben opferten für die Lösung des großen Flugproblems. Und ich bin davon überzeugt, daß man sich an Lilienthal als an einen Gelehrten erinnert, der gegen diesen hohen Preis wichtige, eifersüchtig gehütete. Geheimnisse des grenzenlosen Luftzoens erfuhr.“

Redaktion: Oberstleutnant

Ulrich Fink

Illustration: Heinz Rode

Bild: Archiv

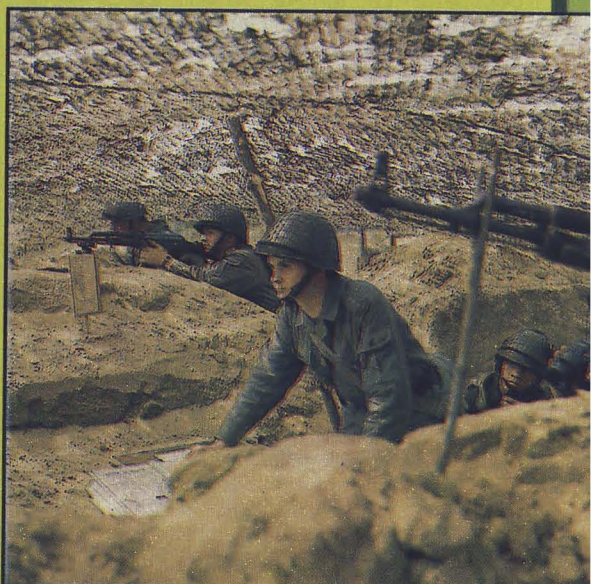
Auf grünen Maien- wiesen



... drunten im Tal mögen sie als eine malerische Trachten-
gruppe gelten, ausstaffiert mit
ihrem flachen Gebirgler-Filzhut
und dem Edelweiß am
Umfang. Oben im Gebirge ist
der ganze Mann gefordert, denn
auf den Weg zu den Zweitau-
sendern, zu Gipfeln und
Kämmen, gehts abseits ausge-
tretener Touristenwege mit
Waffen und Ausrüstung,
manchmal auch mit dem gedul-
digen Traggpferd. Die schönste
Landschaft mit ihren Fern-
blicken und hochragenden
Kalksteinfelsen, selbst mit den
Almenwiesen wird dann für die
Soldaten der Podhalansker
Gebirgseinheiten zum schweiß-
treibenden Übungsgelände. Die
klare Luft ist dünn, verlangt
trainierte Lungen. Von den
Muskeln gar nicht zu reden.
Und was muß ein Hochgebirgs-
soldat nicht alles wissen: Wie
man Tatra- und Pufferknoten,
gar eine Kramer-Acht schlingt,
wie man mit Ski umgeht, mit
Bergsteigerhammer und
Eispickel. Haken sind in die
Felswände einzuschlagen, und
zu trainieren, wie die Sicher-
heitsleine gehandhabt wird. All
das neben dem, was von jedem
Soldat der Polnischen Armee
gefordert ist. Drei Prozent des
Territoriums der VR Polen sind
gebirgig, und wer gar aus-
rechnen will, wieviel Prozent-
teile von diesen Bergen rich-
tiges Hochgebirge sind, der
gerät schon ganz schön weit
hinter die Kommastellen. Viel-
leicht lassen sich die Podhalan-
sker deshalb unten im Tal so
gern bestaunen!



Fotos: Stanislaw Syndoman,
Manfred Uhlenhut (1)



DIE AKTUELLE UMFRAGE

„Was soll ich mir schon jetzt 'ne Birne machen? Wenn es soweit ist, merke ich bestimmt rechtzeitig genug, wie's da lang geht. Ich komme garantiert locker über die Runden“, erklärt salopp Knut Richter, 19 Jahre alt, damit die Devise vertretend: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

„Mich vorbereiten? Wozu? Vor mir haben schon Hunderttausende die achtzehn Monate überstanden, da werde ich das wohl auch in den Griff bekommen“, schlägt Frieder Gronemann lässig in die gleiche Kerbe.

Na, ich weiß ja nicht, da möchte ich doch einige Bedenken anmelden und an den schönen Spruch erinnern: Denn erstens kommt es anders und zweitens als man denkt. Freilich, „überstanden“ hat seine Armeezeit wohl ein jeder, aber gar mancher, in solchen Irrglauben verfallen, hat auch sehr schnell die Erfahrung machen müssen, daß das Soldatsein durchaus kein Zuckerschlecken ist, sondern den ganzen Mann fordert.

Vielleicht gibt dem Knut und dem Frieder auch zu denken, was Soldat Michael Fieber schon in den Wochen der Grundausbildung für sich feststellte: „Ich war schon vor der Einberufung aktiver Sportler und hatte dadurch eine ganz gute konditionelle Grundlage. Zwei- bis dreimal in der Woche habe ich etwas getan, Handball oder Volleyball, Waldläufe, und ich bin auch viel Rad gefahren. Also ich dachte wirklich, phy-





sich gut vorbereitet zu sein – war ich ja eigentlich auch. Und trotzdem, schon manchmal mußte ich hier bei der Truppe an die Grenzen meiner Belastungsfähigkeit gehen. Fast jeden Tag sind körperliche Höchstleistungen gefordert.“

Jedenfalls wäre den beiden anfangs zitierten „lockeren“ jungen Männern und allen denen, die ebenso denken, zu empfehlen, sich einmal in ihrem Kollegen-, Bekannten- und Verwandtenkreis umzuhören. Da finden sich doch bestimmt einige gediente Reservisten, die ihnen ein bißchen genauer sagen können, „wie’s so lang geht bei der Truppe“. Und auch, ob es tatsächlich überflüssig, sinnlos, unwichtig oder nicht doch richtig, zweckmäßig, vorteilhaft und verantwortungsbewußt ist, sich physisch und moralisch auf den Wehrdienst einzustellen. Letzterer Auffassung war – das darf ich als das erfreuliche Fazit dieser Umfrage vielleicht vorwegnehmen – die überwiegende Mehrheit der von uns Befragten: Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere, Reservisten aus Überzeugung und auch aus ihren, manchmal schmerzhaft gemachten, Erfahrungen heraus, aber auch junge Leute, die das alles noch vor sich haben und sich darüber durchaus einen Kopf machen.

Und da gibt es ja eine Menge zu bedenken und zu beachten, bevor der junge Mann am Tage der Einberufung sein sicherlich bereits geschnürtes Bündel nimmt und sich in Marsch setzt. Das bezieht sich, wie mancher Antwort zu ent-

**VORBEREITET ZUR
TRUPPE?**

nehmen war, nicht nur auf körperliche Fitneß.

„Das ist doch ein ganz neuer Lebensabschnitt, der da auf einen zukommt“, macht sich Holger Müller so seine Gedanken. „Man wird bestimmt hart gefordert, muß sich auf einen völlig anderen Tagesrhythmus einstellen, wird mit unbekannter, moderner Militärtechnik konfrontiert und muß mit den Vorgesetzten klar kommen. Also ich will da nicht wie die Kuh vorm neuen Tor stehen.“ Sehr vernünftig solche Überlegungen und der Vorsatz, sich mit all diesen Problemen schon vorher auseinanderzusetzen. Den Soldaten Obigt bewegte und bewegt vor allem „die enorme Einschränkung der persönlichen Bewegungsfreiheit und die notwendige völlige Unterordnung unter die Vorgesetzten. Das macht mir immer noch tüchtig zu schaffen.“ Seine Erkenntnis: „Eine rechtzeitige Vorbereitung auf die Fragen des Wehrdienstes ist unbedingt notwendig.“ Zumal er noch eine für ihn etwas unangenehme Erfahrung machen mußte: „Ich bin nicht gerade ein Herkules, eher ein schwächliches Kerlchen. Die körperlichen Anforderungen sind für mich sehr hoch. Manchmal muß ich meinen ganzen Willen aufbieten, um das zu schaffen. Jetzt ist mir klar geworden, daß ich die körperliche Vorbereitung völlig unterschätzt und vernachlässigt habe.“

Wolfgang Ludwig will dem klugerweise rechtzeitig genug vorbeugen: „Ich möchte bei der Truppe nicht hinten hängen und mich nicht blamieren.“ Gefreiter Karsten Reinhardt kann in der Hinsicht schon aus eigenem Erleben schöpfen: „Beim Härtetest machte einer aus meiner Gruppe schlapp. Der hat einfach körperlich zu wenig drauf. Wir haben ihm natürlich geholfen, ihn ein Stück mitgeschleppt, bis er sich wieder einigermaßen erholt hatte. Aber dadurch haben wir auch einen Haufen Zeit eingebüßt.“ Prima haben sich die Genossen da bewährt, das ist die eine, lobenswerte, Sache, aber letztlich ist dabei auch deutlich geworden, daß Einsatzbereitschaft und -fähig-



keit des Einzelnen nicht bloß seine Privatsache ist, sondern auch die Kampfkraft des militärischen Kollektivs wesentlich mitbestimmt. Unteroffizier Frank Grollert sieht die Angelegenheit gewissermaßen leistungssportlich: „Die Armeezeit ist eine echte Bewährungsprobe. Man prüft sich, erkennt seine Leistungsgrenzen, seine körperlichen Möglichkeiten, aber auch die Wil-

lensqualitäten, ob man sich zum Beispiel mal selbst überwinden kann.“ Auch zwei bereits Vierundzwanzigjährige, Monteure aus den Chemischen Werken Buna, lange schon gemustert, aber noch nicht gezogen, wollen sich vorbereitet der Bewährungsprobe Wehrdienst stellen. René Gilis ist sich sicher, daß „man umso besser bestehen kann, je besser man vorbereitet



ist. Und gerade bei der Armee muß man bestehen, von der ersten Minute an.“ Andreas Szeski weiß zwar „für das Wie kein Idealrezept“, ist aber überzeugt, daß man „etwas tun sollte, damit man nicht gleich auf der ersten Sturmbahn umkippt. Das wäre nicht nur eine Blamage, sondern würde auch zeigen, mit welcher Einstellung man an die Sache der Armee herangegangen ist.“

Ein wichtiges Wort, finde ich, hat der Andreas da ausgesprochen: die Einstellung zur Sache. Gefreiter d.R. Peter Schreiner hatte wohl die richtige: „Ich hatte mir vorgenommen, ein guter Soldat zu sein, und ich glaube, ich war auch nicht ganz schlecht. Ich hatte mich gut vorbereitet und habe die achtzehn Monate nicht vergammelt. Auch in schwierigen Situationen, wenn's mal ganz hart wurde, habe ich immer mein Bestes gegeben. Darauf bin ich ein bißchen stolz. Ich finde, wenn man den hohen Anforderungen nicht ausweicht, sondern sich ihnen bewußt stellt und sich bemüht, sie mit der ganzen Person zu bewältigen, dann macht's auch Spaß und Freude. Wenn man eine schwere Sache gut gemacht hat, kann man zufrieden sein.“

Insgesamt also ganz handfeste, überzeugende Gründe, sich auf das Soldatsein vorzubereiten und es ordentlich in den Griff zu bekommen. In ihnen spiegelt sich auch sehr persönlich das wider, was der stellvertretende Verteidigungsminister und Chef der Landstreitkräfte, Generaloberst Horst Stechbarth, zum Thema „Was der Wehrdienst heute und in Zukunft verlangt“ in der GST-Zeitschrift „konkret“ formulierte: „Tief verwurzelte patriotische und internationalistische Überzeugungen, hohes militärisches Wissen und Können, gefestigte moralische Eigenschaften sowie physische und psychische Standhaftigkeit.“ Man sollte sich also auf diese Ehrenpflicht rechtzeitig einstellen, „nicht bei Null anfangen“, wie René Gilis richtig meint; auch wenn es vielleicht manchmal weh tut. Steffen Sternberg „möchte vor der Einberufung nicht faul gewesen sein“, doch er räumt auch ein,

daß es „nicht leicht ist, den inneren Schweinehund zu überwinden.“ Für ihn und manch anderen, der den Sport bestenfalls als Fernsehzuschauer akzeptiert, trifft sicher der Spruch des französischen Schriftstellers Honoré de Balzac zu: „Tun, was man tun soll, heißt nicht, tun, was Freude macht.“ Da ist es, glaube ich, doch besser, sich an den römischen Lyriker Horaz zu halten, der schon vor 2000 Jahren meinte: „Der erringt den Beifall von allen, der das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet.“ Wie das zum Beispiel Rainer Trizschler ganz offensichtlich tut: „Laufen ist mein Hobby. Ich renne in der Woche etwa 50 Kilometer, einfach so aus Spaß. Mit der Ausdauer werde ich bei der NVA keine Probleme haben.“ Oder auch Jürgen Lukaschek, der sich „beim Fußball die notwendige Kondition geholt“ und außerdem „in der GST schon einmal in die Militärtechnik hineingeschnuppert“ hat.

Der Möglichkeiten gibt es so viele. René Gilis beteiligt sich „seit vielen Jahren an den Frühjahrs- und Herbstmärschen der Reservisten“, Soldat Nägler empfiehlt, „das Körpergewicht auf einem möglichen Minimum zu halten“, Soldat Christian Eisele betont besonders „die Vorteile“, die ihm „die Laufbahnausbildung als mot. Schütze in der GST gebracht hat“, und Ralph Krüger hält seine „Teilnahme am Wettbewerb „Stärkster Lehrling“ für eine gute Armeevorbereitung.“

Das Schlußwort soll ein 19jähriger Kfz.-Schlosser, Thomas Heklau, haben: „Als zukünftiger ‚Dreijähriger‘ habe ich schon konkrete Armeepäne. In der GST bin ich militärischer Mehrkämpfer, eine bessere Armeevorbereitung kann ich mir gar nicht vorstellen. Außerdem spiele ich bei Motor Halle Fußball, zwar nicht in der höchsten Spielklasse, aber darauf kommt es nicht an. Siegen oder verlieren – Sporttreiben selbst ist wichtig. Und im Hinblick auf die Armee habe ich damit wohl schon gesiegt.“

Text: Günther Wirth

Zeichnungen: Detlev Schüler

Schnitt-Muster im PITAZ

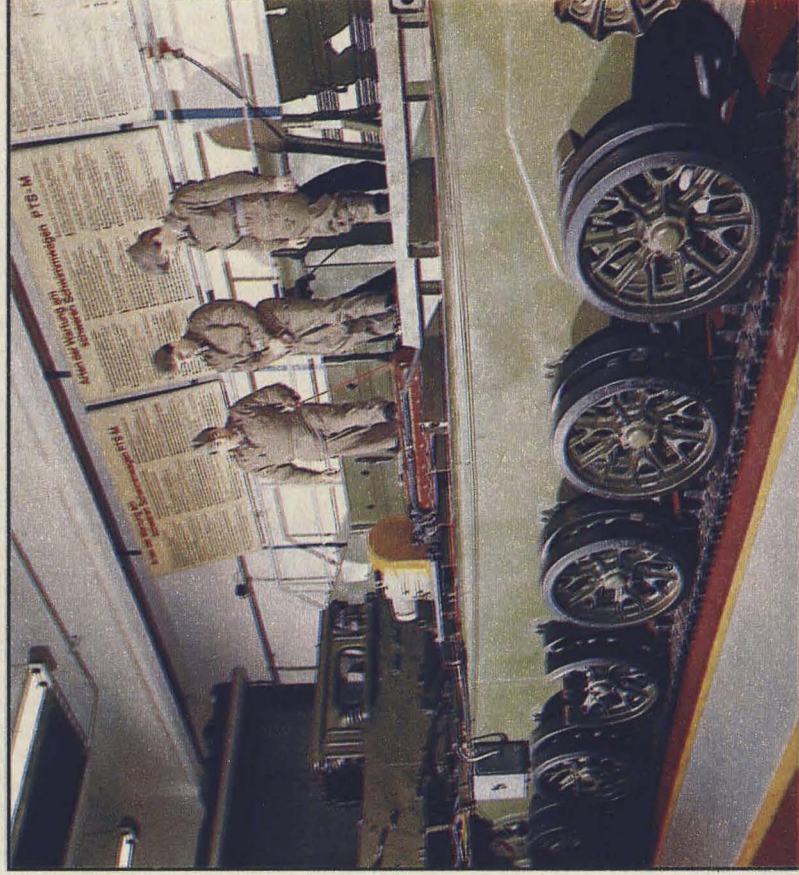
Der mit dem Ural auf der Ladefläche gut fünfzwo-
lzwanzig Tonnen schwere
Schwimmwagen ruckt an, ver-
sinkt kurze Zeit später bis
über die Ketten im Wasser
und strebt zügig dem anderen
Flußufer zu. Zur gleichen Zeit
setzen Selbstfahrende Fährten
GSP-55 die ersten Panzer über
den Strom. Vorgänge und
Abläufe, die sich an diesem
Tag noch mehrmals wieder-
holen. Denn die Unteroffi-
zierschüler des Ausbildungs-
zentrums „Kurt Bannewitz“
sollen hier bei ihren Abschlü-
ßprüfungen beweisen, daß sie
in den vorangegangenen
sechs Monaten gelernt haben,
ihre schweren Schwimm-
wagen und Panzerfahren nicht
nur über die Fahrschulstrecke
fehlerlos zu führen.

Manch einer der Prüflinge
wird dabei zurückdenken an
seine ersten Ausbildungs-
stunden im pioniertech-
nischen Ausbildungszentrum.
Mag sich erinnern, wie
mächtig ihm das Gerät
anfangs vorkam, das er in
nicht einmal einem halben
Jahr beherrschen lernen
sollte. Und wie die Fahrzeuge
von Tag zu Tag kleiner
wurden. Natürlich nicht wirk-

faßt, na, eben in den Händen
gehabt hast, vergißt du nicht
zu leicht.“ So helfe dieses
zum Teil auch von Neuerer-
kollektiven geschaffene Zen-
trum nicht nur Gefechts- und
Lehrgefechtstechnik zu
schonen oder Kraft- und
Schmierstoffe einzusparen. An
den Schnittmodellen könne
gezeigt werden, was sich
unter der blechnernen Haut so
einer Maschine alles verbirgt.
Und da gebe es eine ganze
Menge.

„Am Motor zeigen und
erklären wir beispielsweise
Aufbau und Arbeitsweise, wie
sich so was bewegt, also das
Zusammenwirken der ein-
zelnen Bauteile. Parallel dazu
haben wir nochmal auf den
Tafeln die wichtigsten Abläufe
bildlich-anschaulich darge-
stellt. Über anderen Plätzen
sind Wartungsschemata ange-
bracht, auch das für
bestimmte Arbeiten benötigte
Werkzeug. Und hier zeigen
wir den Schülern, welche
Arbeitsschritte am besten
wären, einzelne Baugruppen
zu reparieren, wenn nötig
auch zu wechseln.“

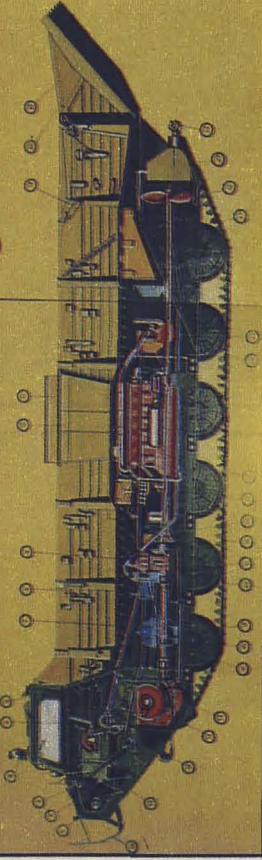
Aber nicht nur Ausbilder-
schlechtthin ist der Stabsfähr-
rich, der vor zwölf Jahren als



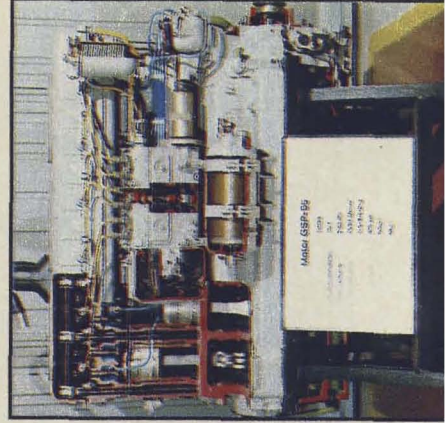
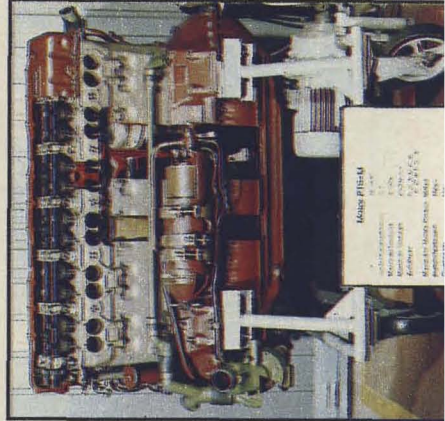
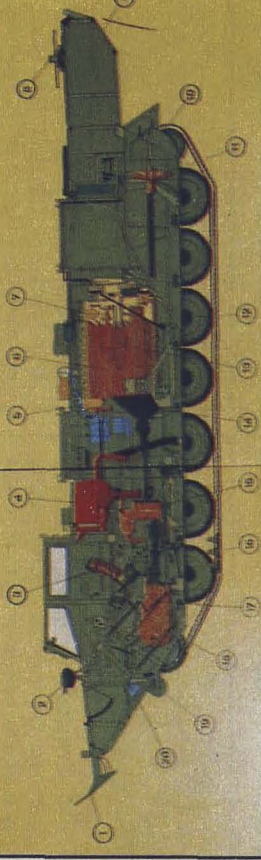
lich, nur gefühlsmäßig.

Erinnern wird man sich auch an Stabsführer Bernhard Büchler, von dem es heißt, er sei im PITAZ so gut wie zu Hause. Seit Jahren bildet der 30-jährige schon Unteroffizierschüler aus und kennt wohl wie kaum ein anderer „seine“ Halle. Da gibt es in einem Teil ein Schnittmodell des PTS-M, in dem anderen das einer Halbfähre GSP-55. In einem weiteren Hallenteil sind Arbeitsplätze für bestimmte Arbeiten an Baugruppen und -teilen aufgebaut. Eine Lehrklasse mit verschiedensten Anschauungsstafeln und kleineren Modellen macht das PITAZ komplett. „So können wir hier mit den Schülern, wenn wir mit der Theorie durch sind, gleich an die aufgeschnittenen Maschinen ran und das Gelesene mit dem Original vergleichen. Sozusagen praktischen Anschauungsunterricht durchführen.“ Darin sieht Genosse Büchler den großen Vorteil dieser Halle. „Manchmal kommt es vor, daß man als Ausbilder die Vorschrift nimmt, um anhand der darin enthaltenen schematischen Darstellungen etwas zu erklären. Aber oft sind diese Abbildungen ziemlich überladen. Da gehe ich doch lieber mit den Schülern ans Schnittmodell, und wir sehen uns die ganze Sache im Original an. Denn was du einmal gesehen, besser noch ange-

Der Schwere Schwimmwagen PTS - M



Die selbstfahrende Fähre GSP - 55



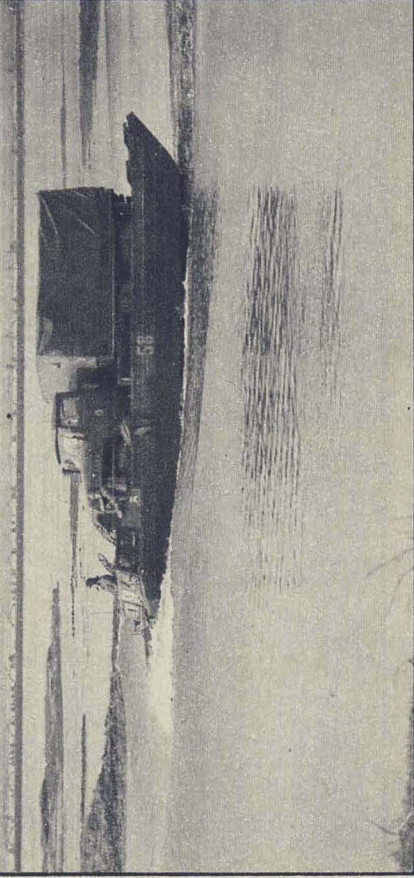
Unteroffizierschüler zur Armee kam, dann Gruppenführer wurde, als Instrukteur für Fahrausbildung eingesetzt war und jetzt Zugführer Landeübersetznachrichtendienst ist. Damit zeichnet er verantwortlich für die Einsatzbereitschaft seiner Technik, aber auch für die Weiterbildung der ihm unterstellten Genossen.

Einer von diesen, Oberfeldwebel Detlef Schumann, ist wie sein Vorgesetzter – allerdings fünf Jahre nach ihm – als Lehrgangsbester gleich im Ausbildungszentrum geblieben. Jetzt arbeitet der gelernte Baufacharbeiter als Instrukteur für Fahrausbildung. Und er weiß, wovon er spricht, wenn er über Anfangsschwierigkeiten der Unteroffizierschüler sagt: „Manche haben, bevor sie einberufen wurden, schon einen PKW gefahren oder einen W 50. Aber das ist im Vergleich zu unserer Großtechnik wirklich was ganz anderes. Vor allem das Gefühl für Länge und Breite unserer Fahrzeuge müssen sie erst mitbekommen. Auch für die Schnelligkeit beim Bedienen der Hebel, wobei sie die Übersicht behalten müssen über alle Anzeigergeräte. Das begreift man natürlich nicht beim ersten Mal und wenn man es nur einmal erklärt bekommt. Jeder muß wissen, wenn er auf das Fahrzeug steigt, wofür welcher Hebel ist.“

Allein davon gibt es eine ganze Reihe rings um den Fahrersitz so einer Maschine; für Wasser- oder Landantrieb, für die Seilwinde, für die Elektoren, die verbrauchte Luft absaugen, weiter das

Handgas, der Schalthebel und die beiden Lenkhebel. Auch damit können sich die Schüler im PiTAZ eingehend vertraut machen, besser noch als auf dem Fahrtrainer. Denn nicht alle haben das Glück, schon vorher mit Großgeräten gearbeitet zu haben, wie Dirk Bomborg. Als Instandhaltungsmechaniker hat er Bergbaugeräte unter Tage gewartet oder repariert. Und angesichts der guten Bedingungen hier sagt er, daß er es sich weit aus schwieriger vorgestellt hätte, das "Umsteigen" auf die schwere Pioniertechnik: „Aber wenn Interesse da ist, ist alles leichter.“

Bei einigen der Unteroffizierschüler müssen die Ausbilder das aber erst einmal wecken und sie für die zugegeben nicht mehr ganz neue, aber bewährte Technik begeistern. Und das, meint Genosse Schumann, könne man am besten im täglichen Umgang mit dem Fahrzeug, egal ob im PiTAZ, auf dem Übungsgelände oder im Technikpark. „Fallen zum Beispiel umfangreichere Wartungs- und Instandsetzungsarbeiten an der Lehrgefächtechnik an, ziehen wir dazu ab und an



gelernt und sicher zu diesem Zeitpunkt auch theoretisch beherrscht wurde, zum Teil wieder vergessen ist.“ So halten es die Genossen für besser, die theoretische und praktische Ausbildung zu einer Problematik an einem Tag durchzuführen. Zumal das PiTAZ ja auf dem Gelände des Technikparks liegt.

„Nehmen wir zum Beispiel die Kraftübertragung bei der GSP. Das geht los in der Lehrklasse, wo der Zugführer Aufbau und Wirkungsweise erläutert. Ist er damit fertig, und sind im Gespräch auftauchende Fragen geklärt

worden, geht's raus ans Modell. Da wird gezeigt, wie die einzelnen Bauteile funktionieren und zusammenwirken. Als drittes, und das ist neu, holen wir uns vom Park eine Maschine vor die Halle und führen praktische Wartungsarbeiten an den Bauteilen der Kraftübertragung, wie Wechsel- oder Verteilergeltriebe, durch. Da muß der Schüler dann jeden gelösten Bolzen wirklich wieder festziehen, auf alles achten, weil sonst vielleicht gerade dieses Fahrzeug bei seiner Geländeausbildung ausfallen könnte. So entwickeln wir bei den Schülern Verantwortungs- bewußtsein für die ihnen übergebene Technik und entlasten gleichzeitig noch die Werkstatt. Schließlich wollen wir ja, daß die von uns ausge-

GSP-55

Die Selbstfahrende Fähre GSP-55 besteht aus einer rechten und linken Halbfähre. Beide Halbfähren sind schwimmfähige Gleiskettenfahrzeuge mit einem ausklappbaren Ponton. Sie werden auf dem Wasser schwimmend miteinander zu einer Fähre verbunden. Die GSP wird zum schnellen Überwinden von Wasserhindernissen eingesetzt. Sie ist für das Übersetzen von Panzern und anderen nichtschwimmenden Kettenfahrzeugen vorgesehen.

Angaben für eine Halbfähre	
Masse	17 000 kg
Länge	12 000 mm
Breite	3 240 mm
Höhe	3 200 mm
Besatzung	3 Mann

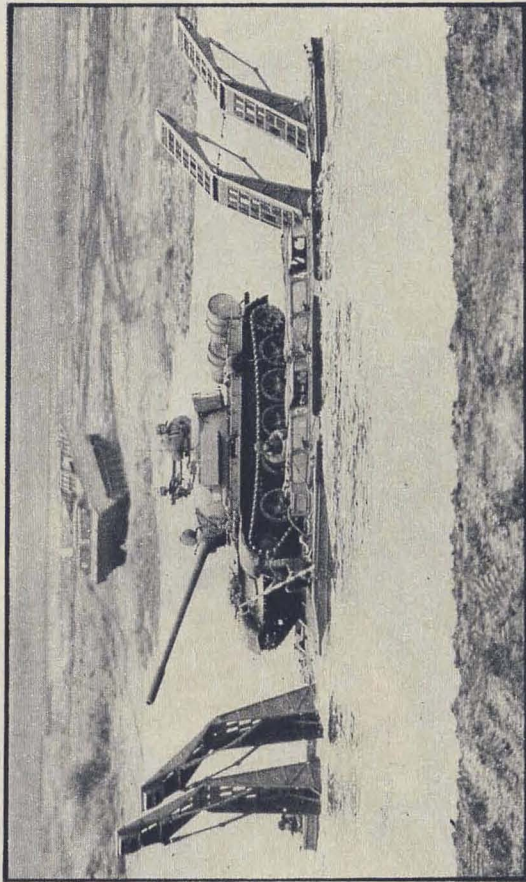
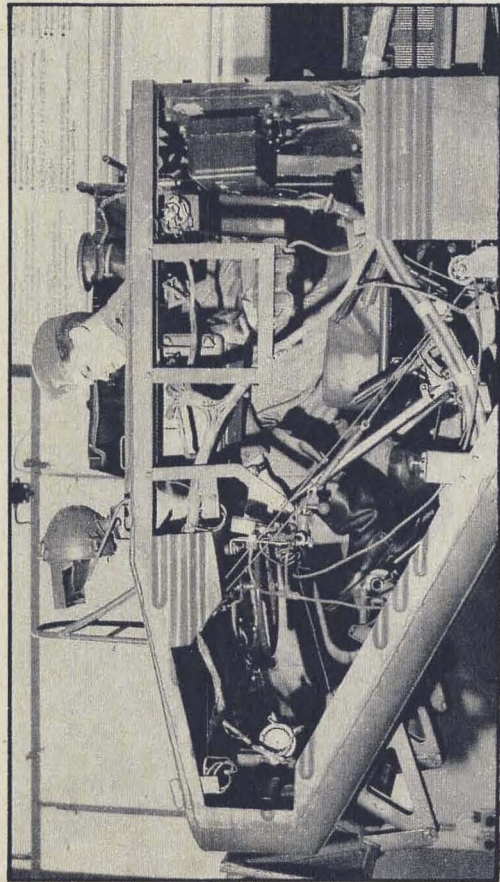
PTS-M

Der Schwimmwagen PTS-M wird eingesetzt zum Übersetzen von Einheiten und Kampftechnik über Wasserhindernisse. Dank seiner Seesausrüstung und einem Kreiselkompaß kann das Fahrzeug auch auf offener See bis Windstärke 4 zum Einsatz kommen.

Masse	max. 17 700 kg
Nutzlast	max. 10 000 kg
Länge	11 500 mm
Breite	3 300 mm
Höhe	2 650 mm
Besatzung	2 Mann

auch Unteroffizierschüler heran. Dabei können sie gleich ihr bereits erworbenes Wissen über Aufbau und Wirkungsweise der Baugruppen und -teile, über zu beachtende Regulierungsmaße und dergleichen unter Beweis stellen.“ Seien sie doch in der Truppe nicht nur Fahrer, sondern müßten, ähnlich wie Berufskraftfahrer, Kontrolldurchsichten und täglich technische Wartungsarbeiten durchführen. Dazu gehörten auch Kenntnisse über Nutzungsfristen, Einstellmaße, Füllmengen und Abschmierfristen. Die seien unerlässlich für den Fahrer eines solchen Kolosses.

Wie sie das noch besser erreichen könnten, darüber sprachen sie nicht nur einmal miteinander, der Stabsführer, der Oberfeldwebel und die anderen Ausbilder bei ihrer Dienstvorbereitung. Dabei kamen sie auch auf eine Idee, in der Genosse Büchler einen „Beitrag zur Intensivierung der Ausbildung mit nur unerheblichem Aufwand“ sieht: Bisher hätten technisch-theoretische und praktische Ausbildung bis zu einem Monat auseinandergelegen. „Logisch, daß da einiges, was vor vier Wochen

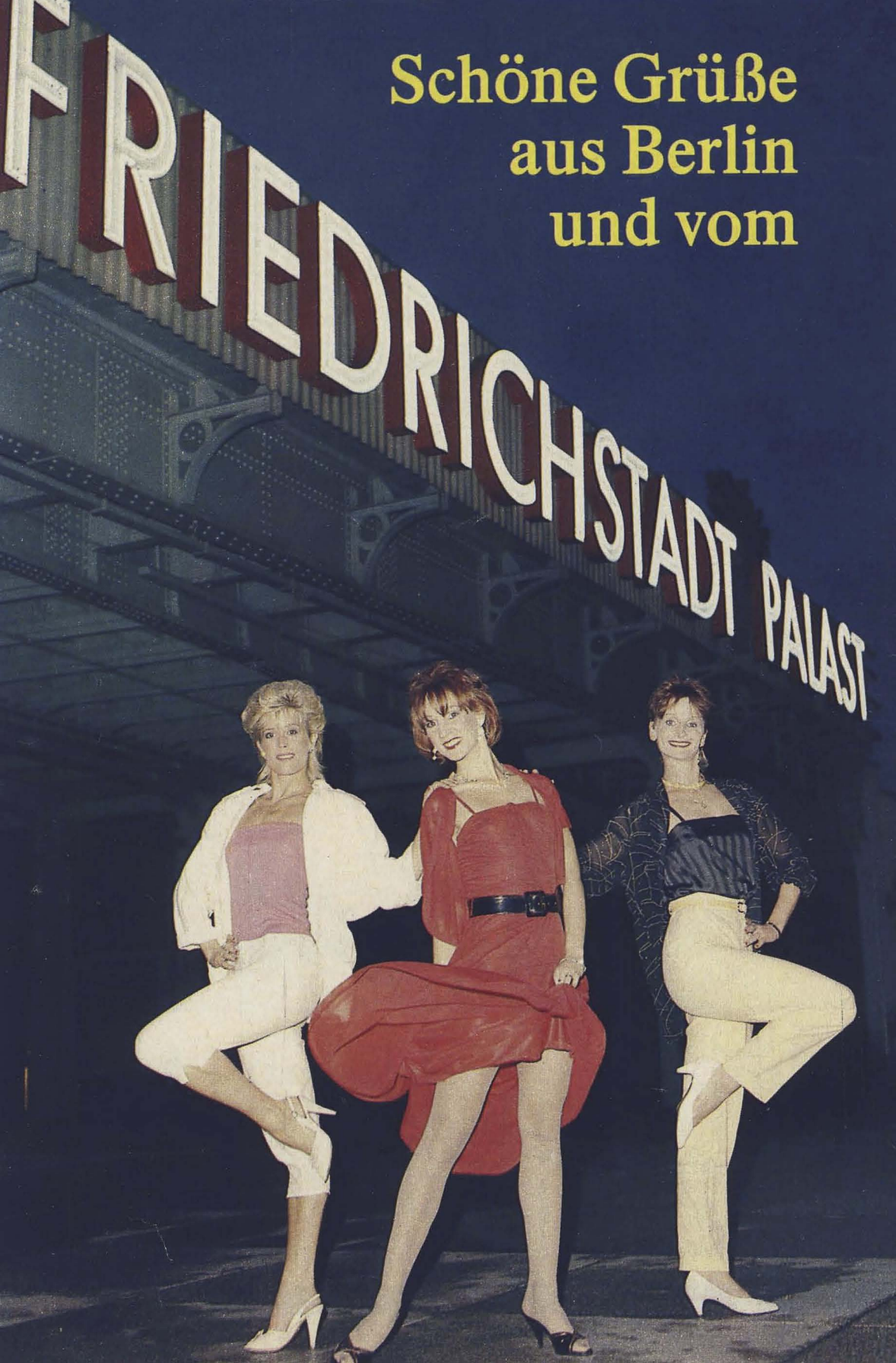


bildeten Unteroffiziere bei den Pioniertruppenteilen und -einheiten vom ersten Tag an ihren Mann stehen.“

Diesem Ziel dienen also die großen Schnittmodelle und die vielen anderen Lehr- und Lernmittel im PITAZ. Und immer wieder wird an neuen Anschauungssteifen, Dia-Tonvorträgen, Laborplätzen, Lernmodellen und Imitatoren gearbeitet. Daran beteiligen sich sowohl Ausbilder als auch Unteroffizierschüler. Und oft werden dazu Neuervereinbarungen abgeschlossen, wird zielgerichtet geforscht. Denn nichts ist – wenn es auch auf den ersten Blick so scheint – schon so fertig, daß es nicht an der einen oder anderen Stelle noch verbessert werden könnte. Letztlich zeigt sich aber erst an den Ergebnissen der Fahrausbildung mit der schweren Pioniertechnik und bei deren Wartung, wie erfolgreich die Ausbildung im PITAZ war. Mit ihrer Abschlußprüfung jedenfalls konnten sich die Unteroffizierschüler durchaus sehen lassen.

*Text: Oberstleutnant
Ulrich Fink
Bild: Oberstleutnant
Ernst Gebauer*

Schöne Grüße
aus Berlin
und vom



Gerda von Freyburg nach Berlin ziehen, und Lothar fiel am Wochenende nicht dauernd beim Spiel aus, weil es ihn nach Freyburg zog. Doch in Oma Klawitters Mansarde klirrte im Winter grimziger Frost. Trotzdem war das junge Paar glücklich, sein eigener Herr zu sein. Kritisch wurde es, als Tochter Karen 1965 zur Welt kam. Große Freude kurz vor dem Weihnachtsfest – eine Neubauwohnung.

Jahre des Zueinanderfindens, bis sie endgültig zueinander paßten. Aufreibend sein Beruf, der kaum pünktlichen Feierabend erlaubte, manches Wochenende schluckte; da muß die Frau schon viel Verständnis aufbringen. Aber auch sie stand und steht im Beruf mit großem Engagement. Dennoch hielt sie ihm immer den Rücken frei, steckte manches zurück, für den Mann und die beiden Kinder.

Lothar Otto bedauert, daß seine Kinder so wenig von ihm haben. Karen, gelernter Wirtschaftskaufmann und angehende Ingenieur-ökonomin, steht bereits auf eigenen Füßen. Der sechzehnjährige Steffen, aktiver Fußballfan, möchte Maschinenbauer werden.

Freizeit ist Mangelware. Am Wochenende, wenn im Dienst nichts dazwischen kommt, lassen sie sich gern ein bißchen treiben. Dennoch nimmt der Berg schöngestirter Bücher nie ganz ab. Muße an diesen Tagen auch für Theaterbesuche. Herrlich die Waldausflüge – Sinn und Liebe zur Natur wachsen mit dem Älterwerden. Gerne hätten sie ein Grundstück; etwas bauen, pflanzen. Aber die Zeit fehlt. Gerda Otto ist zudem noch ehrenamtlich bei der Jugendhilfe tätig, bringt oft bedrückende Eindrücke mit nach Hause und ist froh, sich das von der Seele reden zu können. Ihr Mann ist ein guter Zuhörer.

Kommt Lothar Otto abends mal vor sieben Uhr nach Hause, fragt sein Sohn scherzend, ob er denn gekündigt habe? Doch die Familie

weiß genau: Auch im Dienst ist Genosse Otto oft genug ein Vater. Sind es doch nicht allein die militärischen Aufgaben, die den Kommandeur fordern: „Ich kann nicht einfach sagen, das ist mein Pensum; habe ich das abgearbeitet, können die menschlichen Probleme anstehen, wie sie wollen. Man muß es merken, wenn der andere mal jemanden braucht. Wenn einem Soldaten die Frau oder Freundin schreibt, sie wolle nichts mehr von ihm wissen, und wenn er dann durchdreht, da kann ich nicht sagen: Das klären wir morgen. Wie oft halten Liebe und Treue nicht mal anderthalb Jahre! Plötzlich stehen da Eltern vor meiner Tür, suchen Rat, weil die Tochter fremd geht, obwohl ein Kind unterwegs ist und sie ihren Schwiegersohn sehr mögen. Wenn ein Genosse Wohnungssorgen hat, wenn ein Kindergartenplatz nötig ist, wenn die Frau eines zu uns versetzten jungen Offiziers ihr Praktikum zum Studienabschluß statt in Rostock gern in Berlin absolvieren möchte ...“

Wer allein vor scheinbar Unlösbarem steht – die Tür des Kommandeurs ist für jeden im Regiment offen.

Wechselwirkungen

Wer gut leiten will, muß alles selbst ausprobiert haben. Leitbilder, Persönlichkeiten als Vorbild? Nein, hat er nicht gehabt. Was einem gefällt an anderen, guckt man sich ab, nimmt von diesem oder jenem etwas mit auf den weiteren Weg. Weit schritt er ihn aus, vom Gruppen- und Zugführer zum Kompaniechef und Stabschef bis hin zum Regimentskommandeur. Darin eingebettet von 1970 bis 1973 das Studium an der Militärakademie „Friedrich Engels“ in Dresden. Immer vielfältiger die Aufgaben, immer größer die Übersicht, immer reicher das Wissen; immer höher rücken die Grenzen des eigenen Vermögens, und man komme eigentlich in all dem nie an einen Endpunkt, meint Oberst Otto. Aber auch dies: Je größer die Entscheidungsbefugnis ist, desto wahrscheinlicher ist die Gefahr, eine falsche Entscheidung

zu treffen. Deshalb müsse gerade dort, wo die meisten und wichtigsten Entscheidungen fallen, die offenste Atmosphäre herrschen.

„Genosse Oberst Otto schöpft aus der kollektiven Weisheit“, sagt der Oberoffizier für Finanzökonomie des Regiments, Major Tröger, der seinen Oberst seit 25 Jahren kennt. „In den Parteiversammlungen hält er sich strikt an das Prinzip der Gleichheit. Wenn da andere Meinungen vorgebracht werden und das Kollektiv schließt sich ihnen an, hält er sich daran. Was er nicht mag, sind Leute, die nur mit dem Finger auf andere zeigen, sich selbst aber vollkommen aus dem Visier verlieren. Er schätzt Menschen, die entscheidungsfreudig sind, die ein gesundes Verhältnis zum Risiko haben. Geht dabei mal etwas schief, hat er auch das Kreuz, die Sache zu vertreten. Die Leute wissen, daß er hinter ihnen steht. Sein Führungsstil findet Erfolg in der Wechselwirkung von fördern und fordern. Er ermutigt und bestärkt die Unterstellten sehr. Aus solchem Verhalten wächst Achtung, Sympathie, eine Autorität, die trägt und die nicht auf dem dünnen Seil von Dienstgrad und Entscheidungsbefugnis balanciert. Er lebt vor. Er schenkt Vertrauen und setzt voraus, nicht enttäuscht zu werden. Wenn etwas nicht klappt, hat er mehrere Tage dran zu knabbern, und man merkt ihm das an. Für die Atmosphäre im Regiment spricht, daß niemand weggehen möchte. Und wer einmal versetzt wird, setzt alle Hebel in Bewegung, wieder zurückzukommen.“

Solches Loblied hört Oberst Otto ganz und gar nicht gerne. Auf ihn paßt die Erfahrung, daß Menschen, die etwas können und leisten, am bescheidensten sind.

*Text: Marlies Dieckmann
Bild: Wolfgang Fröbus (1);
Ingeborg Uhlenhut (1)
Peter Himself (1)
Privat*

Lastkraftwagen TRM 10000 (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	12 000 kg
Nutzmasse	10 000 kg
Anhängemasse	12 000 kg
Länge	9 050 mm
Breite	2 480 mm
Höhe	3 060 mm
Bodenfreiheit	380 mm
Wendekreis	11 m
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor
Leistung	196 kW bei 2200 U/min
Antriebsformel	6 × 6
Höchstgeschwindigkeit	89 km/h
Steigfähigkeit	60 %
Wadfähigkeit	1 000 mm
Fahrbereich	1 000 km

Bis 1995 soll das französische Heer insgesamt 5 000 Lastkraftwagen TRM 10000 erhalten. Begonnen mit



seiner Einführung in die Truppe wurde 1983. Das Fahrzeug wird verwendet als Transport-LKW, als Zugmittel für die 155-mm-Feldhaubitze sowie als schweres Bergfahr-

zeug. Diese Version ist mit einer hydraulischen Abschleppwinde ausgestattet (Zugkraft 15 t) und verfügt über einen Hydraulikkran mit Teleskopausleger.

Pionierpanzer 2 (BRD)

Taktisch-technische Daten:

Länge mit Räumschild	9 010 mm
Breite	3 250 mm
Höhe	2 570 mm
Leermasse	42 000 kg
Gefechtsmasse	49 000 kg
Motorleistung	610 kW bei 2 200 U/min
Höchstgeschwindigkeit	62 km/h
Bewaffnung	1 MG 7,62 mm
Ausrüstung	Seilwinde 350 kN Baggeranlage Räumschild Schneid- und Schweißanlage
Besatzung	3 Mann

Die Einführung des Pionierpanzers 2 in die Bundeswehr soll bis 1990 abgeschlossen sein. Es handelt sich hierbei um ein gepanzertes Fahrzeug auf dem Leopard-1-Fahrgestell mit zusätzlicher Pio-



nierausrüstung. Seine dreiköpfige Besatzung kann damit Ein- und Ausfahrten an Gewässerübergangsstellen herrichten, Gewässergrund befahrbar machen, Hindernisse und

Sperren anlegen oder beseitigen, Trümmer räumen, Feuerstellungen bauen: Ausgestattet ist das Fahrzeug mit einer Kernwaffenschutzanlage.

Kampfpanzer TCM 105 mm AGS (USA)

Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	19,05 t
Länge ü. KWK	7,49 m
Breite	2,69 m
Höhe	2,54 m
Bodenfreiheit	0,46 m
Antrieb	1 V-8-Dieselmotor
Leistung	369 kW
Höchstgeschwindigkeit	75,0 km/h
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	0,84 m
Wurfähigkeit	1,22 m
Fahrbereich	483 km
Bewaffnung	

1 Panzerkanone 105 mm

2 MG 7,62 mm

Besatzung 3 Mann

Die Konstruktion des leichten Panzers wurde in der amerikanischen Rüstungsfirma Teledyne Continen-



tal Motors (TCM) 1982 begonnen. Eine automatische Ladeeinrichtung führt die Patronen aus einem 9 Schuß fassenden Trommelmagazin im Turm zu. Die zweiköpfige Turmbesatzung sitzt nebeneinan-

der. Sowohl das Richten als auch die Stabilisierung der Hauptwaffe erfolgen elektrisch. Die Fahrzeugwanne ist aus Aluminium geschweißt und wie der Turm innen mit einer Kevlar-Schicht versehen.

Gewehr G 41 (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	5,56 × 45
Länge	997 mm
Rohrlänge	450 mm
Dralllänge	178 mm
Masse o. Magazin	4,1 kg
Feuergeschwindigkeit	900 Schuß/min
Magazininhalt	25 Patronen
Masse	0,52 kg

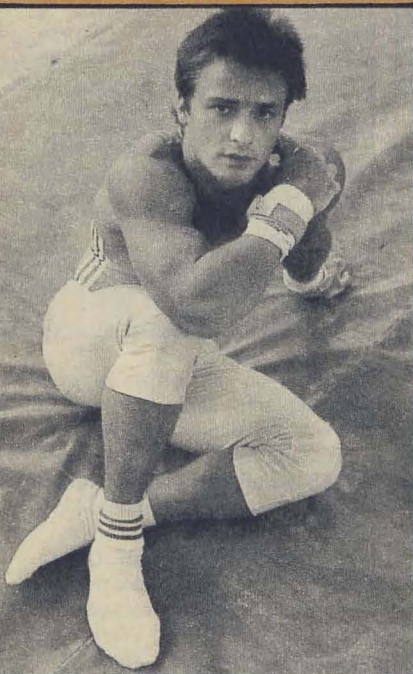
Das Gewehr G 41 wurde von der BRD-Waffenfirma Heckler & Koch

entwickelt und in Italien erprobt. Die Waffe ist als Rückstoßlader ausgelegt und besitzt einen halbstarren Rollenverschluss. Der bleibt nach dem letzten Schuß offen. Ein Staubdeckel verschließt die Hülsenaustrittsöffnung. Das G 41 basiert auf dem System des G 3. Es ist mit einem Tragegriff und einem leicht zu reinigenden Polygonrohr ausgestattet. Die Abzugeinrichtung ermöglicht Einzel- und Dauerfeuer sowie zusätzlich begrenzte 3-Schuß-Feuerstöße abzugeben.

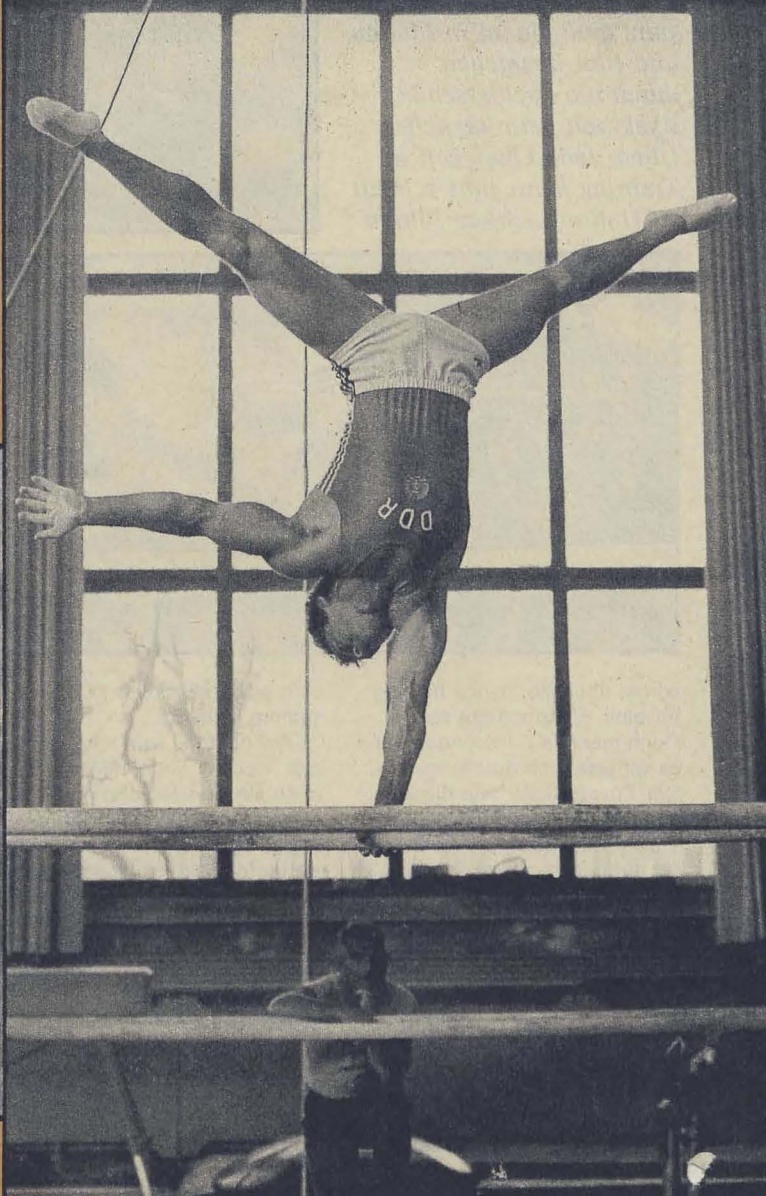


Die Zuschauer im Ahoy-Sportpalast von Rotterdam sind geschockt. Schon beim Einturnen für das Finale am Reck stockt ihnen bei der Übung eines jungen Turners im blauen DDR-Dreß fast der Atem: Während einer Riesenfelge läßt er annähernd in Handstandposition plötzlich die Stahlstange los, fliegt mit einem anderthalbfachen Salto rückwärts über das Gerät, streckt sich, faßt mit beiden Händen wieder zu und setzt seinen Vortrag gekonnt fort. Holger Behrendt vom ASK Vorwärts Potsdam war der Athlet, der im WM-Finale 1987 mit diesem Solopart dem Publikum erschreckte und anerkennende Ausrufe entlockte sowie den Kampfrichtern hohe Noten für seine risikobetonnte Kür. Die Bronzemedaille gab's als Lohn für solcherart Courage – zirkensischer Glanzpunkt bei Holgers schönstem sportlichen Erfolg bisher.

Eine Parallele der Ereignisse drängt sich auf. Dreizehn Jahre zuvor, bei den Weltmeisterschaften 1974 in Warna, demonstrierte gleichfalls ein ASK-Turner eine ähnlich spektakuläre Luftnummer am Reck. Bernd Jäger riskierte als erster Turner der Welt einen Grätschsalto vorwärts

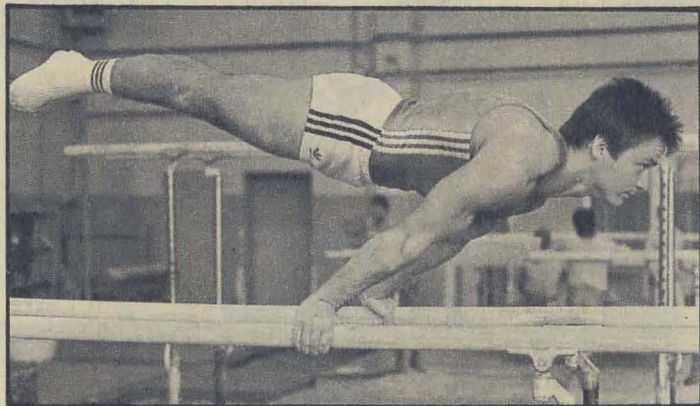
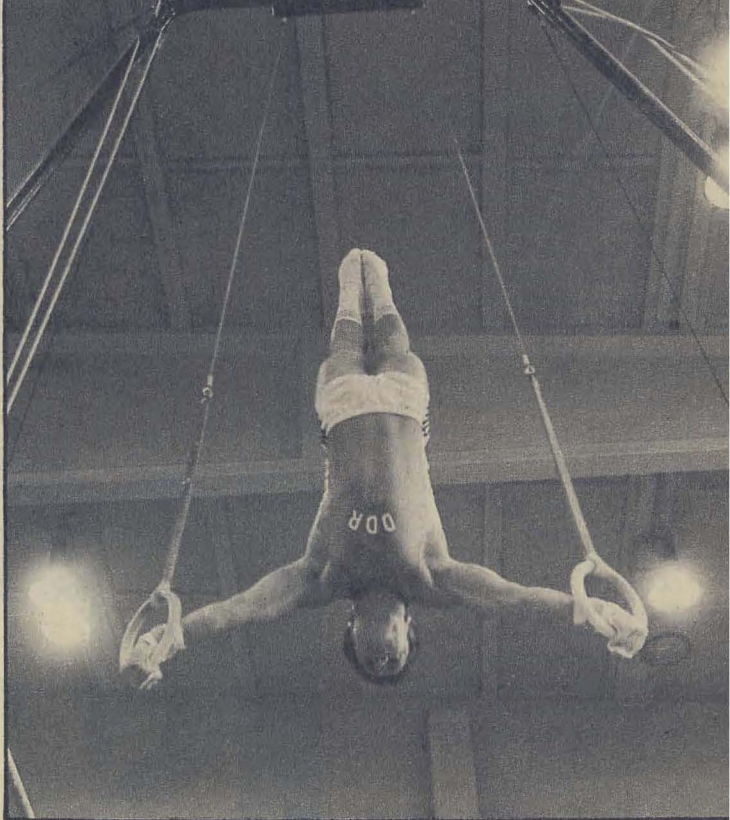


Turnen, das ist auch fliegen



aus dem Hang in den Hang und eröffnete damit eine neue Ära am „Königsgerät“, die der Salto-Flug-elemente. Der Unterschied nur: Während Bernd Jäger, der heutige ASK-Cheftrainer, als „Erfinder“ in die Turngeschichte einging, verschaffte sich Holger Behrendt als „Nachnutzer“ das Erfolgserlebnis. Neun Jahre ist es immerhin schon her, da der Ungar Kovacs bei den Europameisterschaften mit diesem Salto-

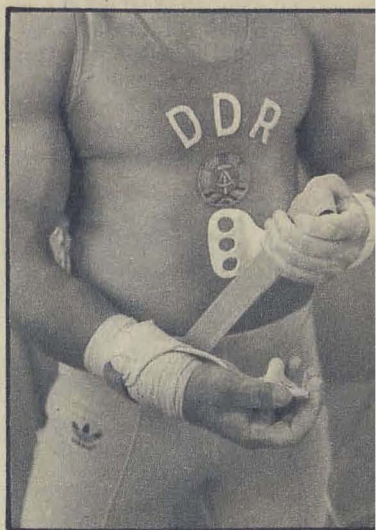
„Am Turnen fasziniert mich besonders die Ästhetik. Alles muß gut aussehen, leicht, locker, mühelos. Eleganz muß einem in Fleisch und Blut übergehen – durch nie nachlassende Exaktheit beim täglichen Üben. Jede Lässigkeit im Training kann ganz schnell zu Haltungsfehlern führen.“



wirbel über die Stange hinweg für eine Weltpremiere sorgte. Doch manche Erfindungen haben es schwer, sich durchzusetzen. Der Kovacs-Salto, wie dieses Element seitdem im internationalen Turn-Sprachgebrauch heißt, sollte bis auf den heutigen Tag eine seltene Attraktion im Repertoire der Weltklasseturner bleiben. Was für die Schwierigkeit dieser Kreation spricht und auch der Grund dafür ist, daß Holger Behrendt Jahre nach der Kovacs-Uraufführung diesen Saltoflug als Knüller in

sein anspruchsvolles Kürprogramm einbaute.

„Auf die Idee kam ich eigentlich aus ‚Geigel‘. Ende 1985 war’s, als mich ein Trainingskamerad mit seinen attraktiven Flugriesenfolgen zu einer Verrücktheit inspirierte. Ich lass’ einfach mal los und dreh’ einen Salto über der Stange, dachte ich mir. Das war so eine Art Mutprobe, nur als Bestätigung für mich selbst. Da das Reck über der Schaumstoffgrube stand, konnte nicht allzu viel passieren. Gedacht, getan. Ich erwischte zwar die Stange nach dem Salto noch nicht, kam



aber ziemlich nahe an sie heran. Nicht schlecht, daraus könnte was werden, dachte ich.“

Ein Mann neben dem Trainingsgerät hatte allerdings bei Holgers Kovacs-Versuch einen mächtigen Schreck bekommen – Bernd Jäger, damals sein Trainer. Doch der Flugpionier des Reckturnens erkannte nach der Schrecksekunde auch gleich den Wert dieses Husarenstücks: „Den



„Trainer und Sportler sollten Partner sein. Es muß ein gutes, vertrauensvolles Verhältnis zwischen ihnen herrschen. Aber kein kumpelhaftes. Mein Trainer muß für mich eine Autorität sein, das erzieht mich.“

„Kovacs' nehmen wir ins Kürprogramm.“ Viel Mut gehörte schon dazu, ein längst bekanntes Turnelement aufzugreifen und auf höherer Qualitätsstufe wiederzubeleben. Es ist Bernd Jägers Verdienst, das mit seinem Schützling geschafft zu haben, dessen Kovacs-Interpretation in puncto Exaktheit und Höhe der Flugkurve das Original weit übertrifft.

Ungezählte Trainingsstunden waren dazu nötig, Monate dauerte es, bis das schwierige Element wettkampfreif war. „Aus ‚Geigel‘ würde ich mich nicht wieder an ein solches Unternehmen wagen“, sagt Holger heute. „Was habe ich geübt, bis ich endlich den richtigen Moment erwischte, wo man loslassen muß. Das ist nämlich das wichtigste am ‚Kovacs‘. Ein Sekundenbruchteil entscheidet, ob man die optimale Flugparabel erreicht, die einen nicht zu nahe an die Stange führt, aber auch



nicht zu weit weg treibt, so daß man problemlos wieder zufassen und mit ordentlichem Schwung weiterturnen kann.“ Als nächstes hat sich Holger vorgenommen, den Salto noch zu verfeinern, ihn exakter, eleganter – mit geschlossenen Knien und gestreckten Füßen – zu turnen. In Soul könnte das für ihn noch einen wichtigen Zehntelpunkt-Zuschlag bringen ...

Den Weg in die Turnhalle fand der kleine Holger in Schönebeck durch die Eltern, die ihn beim dortigen Trainingszentrum anmeldeten. Dem Siebenjährigen gefiel es. Er erwies sich als talentiert und entwickelte auch bald den notwendigen sportlichen Ehrgeiz – er wollte schneller und kräftiger sein als die Gleichaltrigen, mutiger, besser Spagat und

Rad turnen. Die Liebe zu den Geräten („Ich bin vernarrt in das Turnen“), gute Trainer – und auch ein bißchen Glück gehörten zu jenen Markierungen an Holgers weiterem Weg, die in Richtung Weltspitze wiesen. Als man ihn an der Sportschule in Halle nicht nehmen wollte, holte 1974 Trainer Heinz Reich den Zehnjährigen zum ASK nach Potsdam. Die Trainer dort verstanden es, die Begabungen des 1,60 m großen Turners auszuprägen und ihn kontinuierlich an das Niveau der Weltklasse heranzuführen. „Genossen Müller habe ich es zu verdanken, den Anschluß an die besten Turner in der DDR gefunden zu haben, und mein Trainer Bernd Jäger, der immer großen Wert auf das Krafttraining legte, sorgte vor allem für die athletischen Grundlagen“, nennt

Holger wichtige pädagogische Eckpunkte seiner ASK-Zeit. Seit anderthalb Jahren nun ist der 32jährige Reinhard Rückriem sein Trainer.

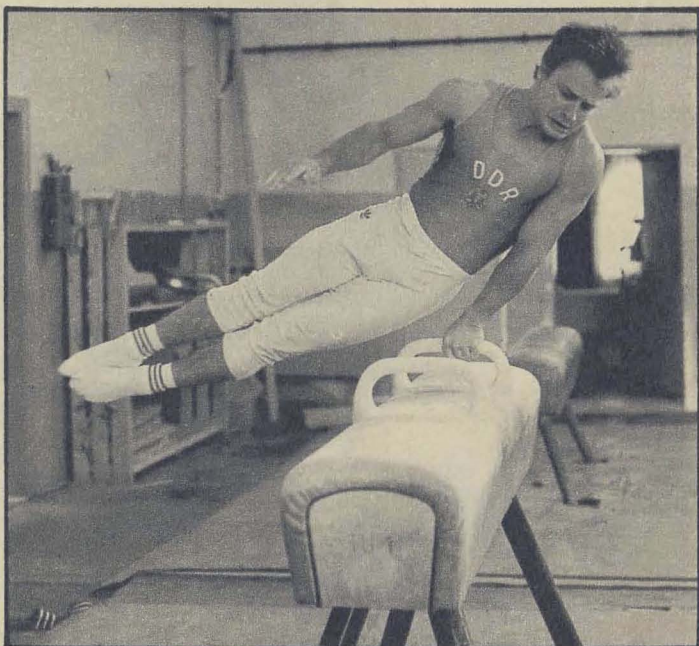
Mit gesundem Ehrgeiz hat sich der Genosse Holger Behrendt stets den Anforderungen an einen Turner der Weltelite gestellt. Das bedeutet, von Jahr zu Jahr die Übungsprogramme zu vervollkommen, dem internationalen Trend zu Höchstschwierigkeiten zu folgen, seine Stärken schöpferisch zu nutzen und die Schwächen geschickt zu kaschieren. Daß ihm das alles gelang, bestätigt seine Medaillensammlung von den internationalen Höhepunkten: außer WM-Bronze am Reck 1987 im gleichen Jahr bei den Europameisterschaften Silber am Barren und

Bronze am Sprung. Dazu Bronze-medailien mit der DDR-Mannschaft bei den Weltmeisterschaften 1985 und 1987. Holger Behrendt ist zu einem Turner der Weltklasse gereift, ohne Zweifel.

Risikobereitschaft, Mut vor allem braucht man, um dahin zu gelangen. Für den jungen ASK-Turner heißt das, sich an schwierigste Elemente, die am Anfang manchmal als unbezwingbar scheinen, heranzuwagen, sie im Training zu erlernen und im Wettkampf vorzuführen. Auch wenn immer die Gefahr bleibt, daß etwas schief geht. Mut ist also gefordert und technische Meisterschaft, die die Gefahr des Mißlingens so gering wie möglich hält. Beides in Übereinstimmung zu bringen, ist eine von Holger Behrendts Maximen.

Doch nicht immer läuft alles so glatt, wie's hier geschrieben steht. Es sah bö's aus, als Holger an einem Trainingstag im Sommer 1986 beim Kovacs-Salto mit der Brust auf die Stange prallte. Eineinhalb Wochen krank und damit Trainingsausfall – nicht erfreulich, aber zu verkraften. Schwerer schon, danach erneut, ohne Angst, die Übung zu versuchen. „Der Sturz war damals doch ein ganz schöner Schock. Sogar Trainingskameraden, die ebenfalls an diesem Element bastelten, hörten nach meinem Mißgeschick für eine Weile damit auf. Und mir selbst war es auch nicht gerade einerlei, wieder ans Gerät zu gehen. Doch gegen den Bammel, der sich unweigerlich einstellt, hilft nur eins: die Technik richtig in den Griff zu bekommen. Nur so gewinnt man wieder Selbstvertrauen und die nötige Sicherheit.“ Zu den DDR-Meisterschaften 1986 war der „neue Kovacs“ wieder im Programm...

Am Gerät ist der Turner ganz allein. Da entscheidet seine Persönlichkeit, sein Können, seine Perfektion und Eleganz. Und doch ist er kein Einzelkämpfer. Auch der Unterleutnant Holger Behrendt nicht. Ohne eine gute

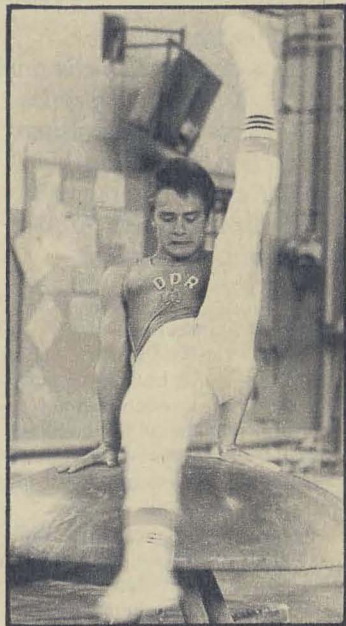


„Modernes Turnen verlangt Bereitschaft und Mut zum Risiko. Ich turne gern risikovoll – doch dabei immer mit Verstand. Beides gehört zusammen.“

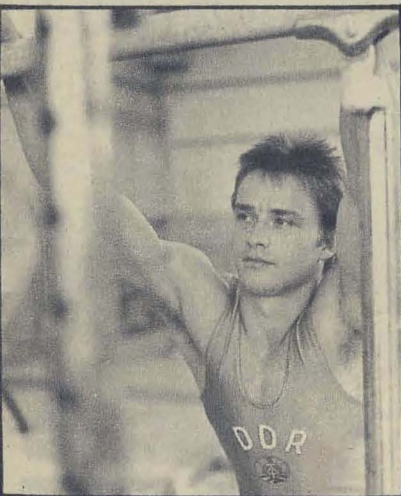
„Ehrgeiz? Ja. Aber keinen falschen, unrealistischen. Ich glaube, ich besitze gesunden Ehrgeiz, der mich vorwärts bringt.“

Truppe, ohne die Sportkameraden, die Trainer, die Genossen im Klub hätte er keine Titel und Medaillen gewonnen. „Alleine ist man nichts. Unsere Trainingsgruppe ist Klasse. Wir spornen uns an, geben uns gegenseitig Ratschläge, führen kleine Wettbewerbe untereinander durch. Es herrscht eine gesunde Konkurrenz unter uns, was besonders wichtig ist, um noch unerschlossene Möglichkeiten freizusetzen, neue Elemente zu entwickeln.“ Als 10jähriger zog Holger von seinem Heimatort in die Turnerswelt aus. In den Lehrern an der Kinder- und Jugendsportschule und den Trainern im Potsdamer Armeesportklub habe er gute Vertreter seiner Eltern gefunden, erinnert er sich dankbar.

Der junge Trainer Reinhard



Rückriem, 1978 WM-Bronzemedallengewinner mit der DDR-Mannschaft, liegt mit seinem 24jährigen Schützling meist auf der gleichen Wellenlänge, wenn auch atmosphärische Störungen zeitweilig nicht auszuschließen sind. Holger schätzt an ihm seine Ruhe und Überlegenheit: „Er braust nicht gleich auf, wenn mal etwas daneben geht oder wenn ich einen moralischen Tiefpunkt



„Die Familie kann ein wichtiger Kraftquell sein für die sportlichen Aufgaben. Wenn man sich zu Hause wohl fühlt, auf das Verständnis der Frau rechnen kann, kommt man auch über Probleme, Rückschläge, Niedergeschlagenheit schneller hinweg.“

allein machen zu können. Obwohl er im Grunde weiß, daß eine Trainingsstrategie und die tägliche Kleinarbeit nur mit Hilfe des Trainers umgesetzt werden können. Und ich habe auch die Erfahrung gemacht, daß es nach einem Höhepunkt, nach einer erfolgreichen WM oder EM, nicht immer ganz leicht ist, Holger wieder richtig in Schwung zu bringen, ihn neu zu motivieren. Die verständliche Hochstimmung, etwas Großartiges geschafft zu haben, erschwert manchmal die Rückkehr auf den Teppich, dorthin also wo der anstrengende Trainingsalltag wartet ...“

Hochstimmung ist bei Holger Behrendt durchaus kein permanenter Zustand. Im Dezember vergangenen Jahres allerdings hatte er Hoch-Zeit. Da bat er nämlich auf dem Standesamt seine Kerstin um das Ja-Wort. Sie gab es ihm und damit auch das Versprechen, ihn in seinen lei-

stungssportlichen Verpflichtungen bestmöglich zu unterstützen. Was wahrlich keine leichte Zusage ist – wenn der junge Ehemann viele Wochen im Jahr unterwegs ist, sie selbst zudem als Zahntechnikerin noch ein Studium der Kiefernorthopädie aufnehmen möchte und für Mai sich Behrendtscher Nachwuchs angekündigt hat. „Für mich ist es vor allem jetzt in der Vorbereitung auf die Olympischen Spiele sehr wichtig zu wissen, daß Kerstin ganz auf meiner Seite ist“, bekennt Holger.

Als verlässliches „Hinterland“ weiß er auch seinen neuen Heimatort Sacrow zu schätzen, ein kleines Dorf nordöstlich von Potsdam, wo die Behrendts in einem Altnaubau wohnen, nur eine Auto-Viertelstunde vom Armeesportklub entfernt. „Ich fühle mich dort sehr wohl und komme mit den Leuten prima zurecht“, sagt Holger über die Sacrower, die mittlerweile zum engeren Fan-Kreis ihres turnenden Jung-Einwohners gehören. Sacrow ist deshalb für Holger Behrendt nicht nur neue Heimat, sondern auch Kraftquell, wie er sagt. „Bis zu den Olympischen Spielen in Soul möchte ich mein Kürprogramm mit einigen Knüllern aufbessern. Mit dem Doppelsalto rückwärts am Barren in die Holmengasse zum Beispiel, den ich schon einmal vor dem Weltcup 1986 übte, allerdings nicht wettkampffrei bekam.“ An den Ringen und am Reck will er um Olympiamedaillen kämpfen. Da muß er schon mit einigen Trümpfen aufwarten können. Am Reck soll wiederum eine Neuheit den Kampfrichtern ins Auge stechen: sein bekannter „Kovacs“ direkt verbunden mit dem „Deltschew“, einem Grätschsalto rückwärts mit halber Körperlängsdrehung. Zwei „Flieger“ höchster Güte vereint zu einer in der Welt bisher einzigartigen Verbindung. Allzeit guten Flug denn, Holger!

Text: Andreas Götz

Bild: Manfred Uhlenhut

habe. Er ist kritisch, tadelt aber nicht nur, sondern lobt, bekräftigt einen, wenn man ein Element gut gepackt hat. Sowas finde ich gut, denn das baut moralisch auf. Er versteht es, aus einem die Lust am Turnen herauszuholen“, charakterisiert Holger seinen Trainer. Und daß er ihn „offiziell“ siezt, obwohl sie durch längere Bekanntschaft längst per du sind, mag manchem etwas eigentümlich vorkommen, unterstreicht aber nur, daß der Turner den nur acht Jahre älteren Trainer als Autorität anerkennt.

Reinhard Rückriem weiß genau, wann sein pädagogisches Einfühlungsvermögen besonders gefragt ist. „Holger hat manchmal den Hang, sich etwas zu überschätzen. Dann meint er, alles

Es war so, als ginge sie sich Rat holen. Aber die Entscheidung war gefallen.

„Mein Gott“, hatte der Vater gesagt, „warum ausgerechnet noch weiter weg? Berlin ist näher. Am Wochenende hast du hin und zurück zwei Fahrtstunden mehr; und dann die Reichsbahn ...“ Dann mußte ihn wohl ihre Mutter angestoßen haben, denn er war verstummt.

Wie immer hatte der Vater keine Ahnung.

Anke mußte lächeln, als sie an die abendliche Szene dachte. Sie ging auf das Denkmal des bronzenen Reiters zu, umrundete es einmal und suchte sich ihren Platz auf der Bank.

Es war sommerkühl. Sie hatte sich schnell eine Strickjacke übergeworfen. Der Altfrauentreff vom Nachmittag, der Treffpunkt der Liebenden am Abend war verwaist. Es war ihr recht, allein zu sein. Auch wenn es sie fröstelte. Paul, dachte sie plötzlich, du ahnst nicht, wie nahe ich dir sein werde. Ach, Paul.

So heißt man nicht, hatte der Vater irgendwann über Paul



Winterm bronzenen Reiter

Erzählung von Hans-Joachim Vauschiütz,
illustriert von Fred Westphal



gesagt. Die Schwager Ankes hießen Frank und Dirk. Frank war wie Ankes älteste Schwester Tierarzt im Volkseigenen Gut, Dirk war Gärtner, das heißt

Gartenbauingenieur wie Ankes zweite Schwester.

„Unsere einfache Reproduktion in der Landwirtschaft ist gesichert, Mutter. Nein, ich habe nichts gegen Musik. Schließlich ...“ „... hast du das teure Klavier gekauft“, fiel die Familie als Chor in den Satz.

„Das muß ja mal gesagt werden“, brummte der Vater und war still bis zum nächsten Mal.

Im Grunde war ihm Ankes Weg in die Zukunft nicht ganz geheuer. Nein, Steine hatte er ihr nicht in den Weg gelegt. Er schloß die Tür, wenn Anke übte. Er kratzte sich den fast kahlen Schädel, wenn sie die komplizierten Molltonleitern hin- und hereilte. Er war tolerant. Aber er hätte es gern gesehen, wenn auch Anke ins Dorf zurückkehrte. Denn davon ging er aus: Wer Musiklehrer

werden wollte, der kam nicht in das schullose Oderbruchdorf zurück.

„Und was ist, wenn wir uns einen Musiker halten?“ hatte er gefragt.

Jetzt lachte Anke hell auf. Ihr Vater, Vorsitzender der LPG Pflanzenproduktion, hielt so allerlei in der Genossenschaft, zum Beispiel Haflinger, zum Beispiel Bienen. Die Genossenschaft war reich. Warum nicht auch einen Musiklehrer für die Kinder im Dorf?

Anke blickte nach oben, dem König ins Gesicht. Der Mond stand über der Reiterskulptur. Die Patina der Bronze glänzte ein bißchen unter dem Mondlicht. Der König blickte Richtung Berlin oder P., der Pferdeschwanz wehte Richtung Oder. Unterm Pferdeschweif hatte sie Paul das erste Mal geküßt. Er hatte sie zu diesem Platz geführt und in die Arme genommen. Hier war ihr der Atem vergangen vor seiner

Wildheit, und sie hatte sich bald nach Hause gerettet.

Wie hatte sie auf seinen Kuß gewartet!

Sie spürte Sehnsucht in sich, ihm jetzt nahe zu sein. Dabei waren erst drei Wochen seit seinem Weggang vergangen.

Ihr war bald aufgefallen, daß Paul ihren Bus nahm, wenn sie sich nach dem Unterricht in der Musikschule auf den Heimweg machte. Er setzte sich neben sie, knüpfte ein Gespräch an. Anke erinnerte sich, in der Schule hatte Paul meist geschwiegen. Darüber hatten sich besonders die Lehrer für Deutsch und Geschichte beklagt. Paul druckste herum und vermochte kaum einen zusammenhängenden Satz herauszubringen. Hingegen in Mathe und Physik drückte er sich klar aus. Einmal, es war in der achten Klasse, hatte ihr Deutschlehrer mit erstauntem Gesicht einen Aufsatz Pauls vorgelesen. Es war ihnen eine Schilderung abverlangt worden, und Paul hatte die Beschreibung eines ein Quadratmeter großen Rasenstücks gewählt. Am Ende traute die Klasse den eigenen Ohren nicht, wie interessant sich das Leben auf einem Wiesenstück an der Alten Oder darstellte.

An den Aufsatz Pauls dachte Anke viel später. Da liebte sie Paul bereits. Sie hatten viele Abende am Denkmal gestanden. Genau besehen, hatte es mit ihnen während einer Busfahrt begonnen. Anke hatte in einem Buch zu lesen versucht, aber immer wieder aufgeblickt, denn das Katzenkopfpflaster ließ den Fahrgästen

keine Muße. Da hörte sie Pauls Stimme: „Halt mal an! Du sollst anhalten, Mensch!“

„Den nehme ich nicht mit!“ schrie der Busfahrer. „Der kommende Kerl!“

„Halt an!“ sagte Paul, und der Bus hielt. Alles drängte an die Fenster. Da lag Sensen-Karl im Graben mit einem blutiggeschlagenen Kopf. Das Fahrrad neben ihm. Paul sprang aus dem Bus. Ohne daß sie sich recht klar wurde, was sie tat, öffnete Anke die hintere Tür und stand neben Paul. Der Bus fuhr hupend an. Weg war er.

„Faß an!“ befahl Paul. Anke fuhr das Fahrrad auf die Straße. Paul setzte Sensen-Karl auf den Gepäckständer. Er legte sich Karls Arm um den Hals und hielt ihn fest. Anke führte das Fahrrad. Natürlich war Sensen-Karl betrunken. Natürlich brauchten sie für die vier Kilometer über eine Stunde. Sensen-Karl hatte sich die Stirn aufgeschlagen. Wer weiß, wer ihm zu trinken gegeben hatte.

Karl war von einer Kriegswundung her nicht ganz richtig im Kopf. Zum Trinken hatten ihn die rasenden Kopfschmerzen verleitet. Er war Invalide, mähete die Grabenränder, brachte den Bauern Gras oder Heu in die Höfe und schlug sich auf diese Weise durchs Leben.

„Man kann ihn nicht liegenlassen“, sagte Paul. Das war sein ganzer Kommentar.

Ankes Anwesenheit nahm Paul wie selbstverständlich hin. Sie lieferten den frauenlosen Karl zu Hause ab. Sie flößten ihm starken schwarzen Tee ein. Karl bedankte sich wortlos, indem er ihnen zunickte. Anke strich er über die Hände.

„Mein lieber Paul“, sagte Anke leise, „in einem Jahr, Ende August, bin ich bei dir, und dann, und dann ...“ Dann

wird alles schön, setzte sie in Gedanken fort. Vorgestern erst hatte sie die Eignungsprüfung fürs Musiklehrerstudium in P. bestanden. Gegen Mittag war sie zur Kaserne an den Stadtrand gefahren, und sie hatte lange, vor Ungeduld zitternd, auf Paul gewartet. Der war nicht gekommen. Als sie ging, sagte der Posten: „Sie sind für'n paar Tage weg, Mädchen. Sei nicht traurig. Vielleicht wartest du auf mich, am Abend?“ Ihre Augen waren wohl feucht gewesen, und sie hielt die rechte Faust mit dem Taschentuch an die Brust gepreßt, weil die Enttäuschung sie marterte.

„Drei Jahre auf jedes zehnte oder achte Wochenende warten“, hatten einige Mädchen in ihrer Klasse gemeint, „das halt' ich nicht aus.“

Oberfläche, das ist Oberfläche, hatte sich Anke gesagt. Die Frage ist doch, auf wen ich warte. Ich warte auf Paul. Und weil ich warte, komme ich ihm immer näher und kenne ihn immer besser.

Paul hatte seinen Facharbeiterbrief vorzeitig machen dürfen. Im Abitur jedoch hatte er eine Arbeit verpatzt. Er war in eine mündliche Prüfung zusätzlich gekommen. Von ihm war aber eine Sicherheit ausgegangen, die ihr Mut machte für die eigenen Prüfungsvorbereitungen im kommenden Jahr.

Was gab ihr die Sicherheit, daß sie auf den Richtigen wartete? Ihre Mutter, die sagte: „Der schmiert keinem was ums Maul?“ Ihr Vater, der laut aufgelaht hatte, als Paul ihm antwortete: „Heiraten? Wußten Sie mit neunzehn schon alles ganz genau? Ich weiß nur, ich hab' sie gern.“ Paul gar? „Drei Jahre

gehe ich, nicht, weil ich auf die Hochschule will. Das weiß ich wirklich noch nicht. Vielleicht will ich Kindergärtner werden. Daß das Glück dieser Welt aber wie noch nie auch auf Soldatenschultern ruht, da bin ich mir sicher. Also helf ich's tragen, und du machst mir die Musik dazu“?

Solche Sätze sagte Paul unterm Reiterstandbild des Königs. Der hatte ganz in der Nähe als geschlagener Mann die Oder überquert. Das fiel Anke jetzt ein. Der geflüsterte Satz vom Glück der Welt und Pauls heißer Atem und der Oderübergang des Königs, der mit Mühe aus der Schlacht gekommen war.

„Warum hat der bei uns ein Denkmal, Opa?“

Sie saßen auf einem Holzstapel an der Hobelbank. Pauls Großvater spannte ein Holzstück ein und prüfte es auf seine Lage. „Er hat das Bruch trockenlegen lassen und die Kartoffel gebracht.“

„Weiß ich“, sagte Paul. „Er war ein Potentat und hat den Reichtum aufgefressen mit seinen Kriegen.“

Der Großvater hatte den Hobel angesetzt, ihn wieder abgesetzt.

„Das Dorf gibt es durch ihn, du Schlaumeier. Wirst in seiner Stadt dienen, die schön ist, weil es ihn gegeben hat.“

„Und aus der er viermal in den Krieg gezogen ist“, beharrte Paul.

„Sag ich was dagegen? Sind aus Schaden klug geworden. Rückst ja ein, damit heut keiner mehr ausrücken muß.“

Der Großvater pfefferte das Holzstück weg und suchte sich ein passenderes.

„Er hat seine Soldaten prügeln lassen“, sagte Paul.

„Wann hast du deine letzte Mauschelle gekriegt?“ fragte der Großvater.

Da konnte sich Anke nicht mehr halten. Sie prustete los. Und Paul lachte und bog sich in den Seiten, und der Großvater dröhnte mit seinem Baß und jagte sie aus seiner Werkstatt, die ein Schweinestall gewesen war.

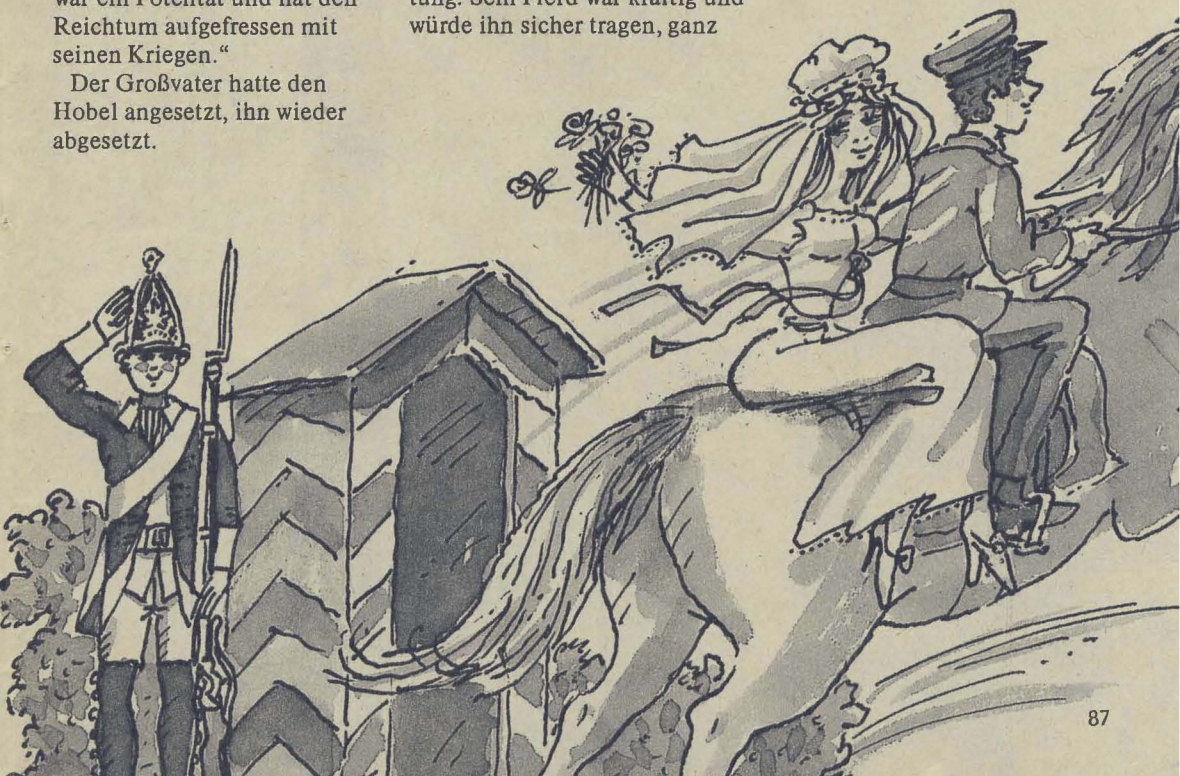
Der König mit dem Dreispitz auf dem Kopf glänzte jetzt unterm Vollmondlicht. Er ritt immer noch die gleiche Richtung. Sein Pferd war kräftig und würde ihn sicher tragen, ganz

bestimmt auch bis P., wo das Roß mal seinen heimatlichen Stall gehabt hatte.

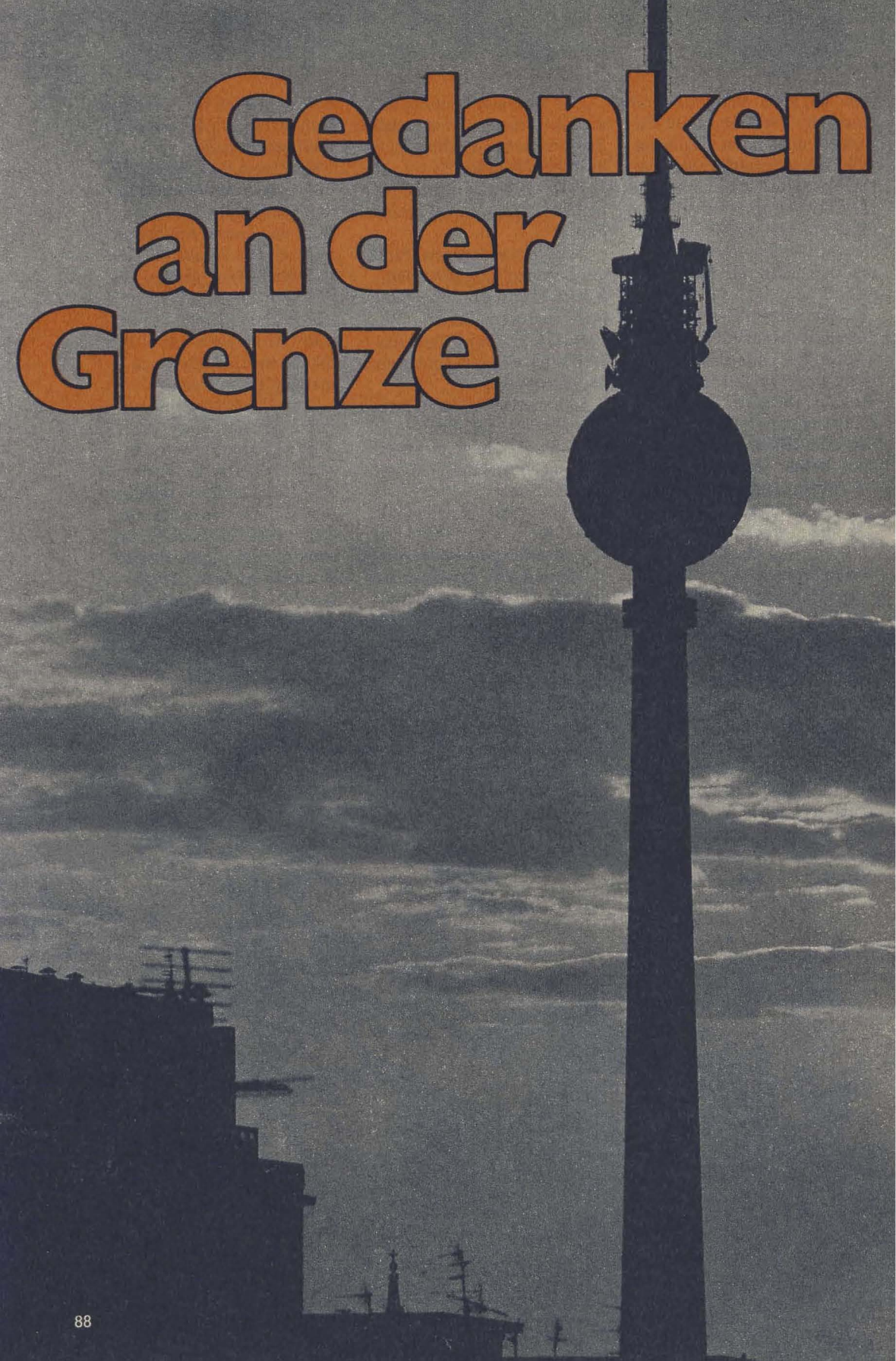
Mit einem Haflinger nach P., überlegte Anke. Ich reite vor die Hochschule, vors auditorium maximum. Am besten, ich reite vor Pauls Kaserne. Der Offizier springt vors Tor, die Wache tritt unters Gewehr, und ich befehle: „Bringe Er mir sofort den braven Soldat Paul! Ich ernenne ihn fortan zu meinem Leibhusaren!“

„Anke!“ hörte sie ihre Mutter rufen, „Anke!“

Ich bin doch keine zwölf Jahre mehr, dachte Anke. Aber die Mutter hatte sie wohl im Mondlicht sitzen sehen am Denkmal. Das offene Wohnzimmerfenster ihres Hauses leuchtete herüber. „Machs gut!“ sagte sie zum reitenden König. Aber der tippte sich nur an seinen Dreispitz. Oder irrte sie sich?



Gedanken an der Grenze



An dieser Grenze kehren sich die Begriffe um: Was man vor sich hat, hat man hinter sich. Und umgekehrt. Oder wieder auch nicht. Dann jedenfalls, wenn die Dienstschrift zuende ist und man dem, was über Stunden vor einem war, den Rücken kehrt. Bis zum nächsten Postengang.

Ganz schön kompliziert, was? Kein Wunder auch – bei der Grenze.

Denn an ihr liegt es. Genauer, an ihrem Charakter. Sie ist eine trennende, nicht eine verbindende Grenze. Mehr noch: Sie ist Trennlinie zwischen nicht Zusammengehörendem, Berührungslinie von unterschiedlichen gesellschaftlichen Ordnungen, von Welten. Ja, von Welten – hier und hinter den Grenzsoldaten die unsere, vorn und

ihnen gegenüber die andere, uns fremde, oft gar sich feindlich zeigende.

Mein lieber Herr Gesangsverein, da muß man sich erstmal dran gewöhnen. Achtzehn, zwanzig, zweiundzwanzig Jahre lang hast du einen normalen, insgesamt guten Durchblick gehabt: Vor dir mehr oder weniger klare, letztlich auch erreichbare Ziele, hinter dir Elternhaus und Schule, Lehre, erste Freundin und erstes Geld, Sommersonnenholiday am Balaton, in Burgas oder Bansin, Disko, eigene Bude, dann vielleicht Hochzeit, Baby, Woh-

nung, auch Probleme da und Probleme dort, Ärger mit dem und mit jenem, aufgerechnet und unter dem Strich aber doch ein Plus. Na, wo leben wir denn? Hier in der DDR. Noch nicht die schönste aller Welten, aber auf dem Weg dahin – und das nicht erst seit gestern.

Und nun, vom Postenturm aus, das: „Morgens, so zwischen

Soldat Dirk Bolte



Unteroffizier Steffen Habel



vier und fünf, kommen da drüben die Obdachlosen aus den Kellern und Torbögen hervor. Beim ersten Mal dachte ich, ich könne meinen Augen nicht trauen. Es ist der blanke Hohn: Ihr bißchen Habe steckt in einem Plastbeutel mit der Aufschrift „Genieße Urlaubs-

davor zu warnen, uns Schaden zuzufügen; deswegen nehme ich mir die Freiheit, nach meiner Grenzer-Zeit an der TU Dresden zu studieren und damit eine der vielen Chancen zu nutzen, die der Sozialismus mir bietet.“

Die Grenze und das an ihr Erlebte gibt auch dem Soldaten

sich sieht, schärft seinen Blick auch für das, was hinter ihm liegt – und mithin in seinem Vaterland vor ihm. Zuhause an einer Friedensgrenze, vermag er den Unterschied zu dieser Grenze besonders gut zu beurteilen. Wenn er sich an seine Bezirksstadt erinnert, an deren Aufbau er beteiligt war und nach seinen 18 Monaten weiter beteiligt sein wird, spricht er von der Freude, „erleben zu dürfen, mit welchem Hallo und Spaß die Kinder ein neues Haus in Besitz nehmen“. Da wird ihm „warm ums Herz“, da hat er „ein gutes



Unteroffizier Rüdiger Stahr

freuden auf der Sonneninsel Gran Canaria!“ Unteroffizier Steffen Habel erzählt dies. Und ganz natürlich macht er sich so seine Gedanken darüber, was er nahezu jeden Tag über viele Stunden sieht in jener Welt, die sich so gern die FREIE nennt.

„Klar“, meint er, „die Sehnsucht nach Freiheit bewegt die Menschen seit eh und jeh. Wo und wann auch immer es Unterdrückte gab, forderten sie Freiheit für sich. Im Kapitalismus kann man sie kaufen. Aber wer kein Geld hat oder nicht genügend, dem bleibt nur die Freiheit, die ich gesehen und schon geschildert habe. Was soll da das ganze Freiheitsgerede westlicher Politiker? Ich glaube, daß man nur in sozialer Sicherheit frei sein und sich frei entfalten kann. Man muß Arbeit haben, Lohn und Brot und ein solides Dach über dem Kopf. Das alles habe ich hier bei uns. Und deshalb bin ich so frei, die andere Seite mit meinem Grenzdienst

Dirk Bolte, Bautischler aus Frankfurt/Oder, eine ganze Menge zu denken.

„Was die Leute da drüben betrifft – ich glaube, wir wissen viel mehr über sie und ihr Leben als umgekehrt“, sinniert er.

„Was wissen die schon, wie wir leben, was wir denken, träumen, wünschen, was uns wichtig ist und was nicht. Wie oft versucht man, uns zu provozieren – mit unflätigem Geschimpfe, mit Steinwürfen oder auf den Mann gezielten Feuerwerkskörpern. Da braucht es kein großes Nachdenken, da weißt du, wer dein Feind ist und wo er steht.“ Sollte nicht mancher dort drüben, der zwar nicht provoziert, aber unbesehen „die Mauer“ und die an ihr Dienenden schmäht, bedenken, daß sie auch ihm den Frieden bewahrt hat? Schließlich, so hat sich mittlerweile wohl überall herumgesprochen, ist der Frieden unteilbar ...

Doch zurück zu Dirk Bolte. Was er im Grenzdienst vor



Unterfeldwebel Frank Bartsch

Gefühl“. Und Dirk weiß auch, warum das so ist: „Ich meine, das hat ganz direkt mit Freiheit zu tun. Mit der, die wir meinen und die wir haben.“ Der junge Grenzsoldat ist sich einig mit Erich Honecker, der jüngst noch einmal betonte: „Marx hat bewiesen, daß Freiheit und Menschenrechte keine abstrakten Dinge, sondern konkrete Klassenfragen sind. Es geht immer um die Frage: Freiheit, Demokratie und Menschlichkeit für eine Minderheit von Ausbeutern und Profitmachern oder für die Mehrheit des Volkes.“

Eben diesen Faden nimmt Unteroffizier Rüdiger Stahr auf, wenn er sagt: „Viele Jugendliche im Westen, jung wie wir, empfinden sich heute schon als zukunftslos. Meine Genossen

und Freunde hingegen, ich selber, wir stecken voller Zukunftspläne. Ich werde nach meinen drei Jahren studieren. Meine Freundin, sie ist Finanzsachbearbeiterin im Sägewerk Finsterwalde, steht schon im Fernstudium. Wir wissen also, was wir wollen. Nicht nur das: Wir können unseren Lebensplan auch verwirklichen."

Für Unterfeldwebel Frank Bartsch gehört dazu, daß er sich seinen Kindheitstraum erfüllen kann: „Lokführer werden!“ Arbeit zu haben, gute Arbeit und nützliche, bedeutet auch dem Soldaten Matthias Kohl viel. Er stammt aus Schwerin und ist Karosseriebauer – einer von den 85 % aller jungen Leute in unserer Republik, die den Beruf erlernt haben, den sie auf Platz 1 der Berufsbewerbungskarte gesetzt hatten. Seine Frau,

gedeihen kann? Liegt in jenem „Ganz gewiß“ nicht gerade der Sinn des Sozialismus, aus dem auch der Sinn unseres Soldatseins erwächst?

Plastisch und greifbar wird dies im Vergleich. Und zu dem haben die Grenzsoldaten mit ihrem täglichen Blick auf die andere Seite Gelegenheit genug. „Man vergleicht ja manchmal“, bestätigt Gefreiter Jürgen Will: „hier Sozialismus, dort Kapitalismus. Dann wägt man ab, was hüben im Verhältnis zu drüben gut ist oder schlechter. Und man muß entscheiden: wo stimmt für mich das meiste? Meine, unsere Seite kommt da immer besser weg, auch wenn bei uns nicht alles gleich auf Anhieb klappt. Aber da kann ich doch nicht den Krempel hinschmeißen und sagen: Sollen die oben mal machen, mich juckt das nicht.

werden sie in die Produktion übernommen. Natürlich freut man sich auch über die Prämie, die's gibt. Vor allem aber hat man das gute Gefühl, ehrlich gearbeitet, etwas Solides und Brauchbares geschaffen zu haben, das den Leuten gefällt und ihnen nützt.“

Man könnte fragen, warum die Gedanken der Grenzsoldaten weniger um die Grenze kreisen, sondern sich so stark auf ihr Zuhause, auf ihre Arbeit, auf ihr gelebtes und noch zu lebendes Leben richten. Mir scheint, mit ihrem täglichen



Gefreiter Jürgen Will

erzählt er, studiert Ökonomie. „Wir haben eine kleine Tochter, und noch in diesem Jahr kriegen wir unsere eigene Wohnung. Die werden wir uns schön einrichten, es uns behaglich machen. Ganz gewiß.“

Drückt besagtes „Ganz gewiß“ nicht ein Lebensgefühl, eine Lebensqualität aus, wie es nur unter sozialistischen Verhältnissen, in einer menschlichen Gesellschaft entstehen und

Ändern tut sich doch nur was, besser wird's doch nur, wenn jeder nach Kräften mitmacht, daß wir weiter vorankommen. Genau das tue ich als Möbelerker. Im Musterbau unseres Betriebes bauen wir die von den Designern entworfenen Möbel, die später in Serie gehen sollen. Wie jeder meiner Kollegen bin ich so frei und befugt, ja regelrecht aufgefordert, Verbesserungsvorschläge auszutüfteln. Habe ich sie dann selber ausprobiert und die Sache läuft,



Soldat Matthias Kohl

Blick über diese Grenze wird ihnen deutlicher denn je bewußt, was Sozialismus für jeden ganz persönlich heißt, was er jedem gibt und bedeutet. Vor sich ein zwar oft schillerndes, aber die Gebrechen jener Gesellschaft nie und nimmer zudeckendes Bild vom Kapitalismus, entdeckt mancher jetzt erst so richtig die Güte und Stärke des Hinterlandes, das sein sozialistisches Vaterland ist und in dem sich das Goethe-Wort erfüllt: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

*Text: Marlies Dieckmann/
Karl Heinz Horst
Bild: Ingeborg Uhlenhut*

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagrecht: 1. Raubfisch des Nordatlantik, 4. kreisrundes Dorf der Naturvölker, 7. Kunstgriff, 10. Stoß, Schlag, 13. Bergeinschnitt, 14. Vakuum, 15. Nebenfluß des Rheins, 16. Fixstern, 17. Stadt in Oklahoma (USA), 19. Schwimmvogel, 21. Sultanserlaß, 22. plötzlicher Einfall, 23. griech. Göttin der Morgenröte, 25. Name einer ehem. schwedischen Gesangsgruppe, 26. technische Ölsäure, 29. franz. Schriftsteller, gest. 1984, 32. Hasenlager, 35. Talsperre bei Eibenstock, 36. Singvogel, 37. Meeresalge, 39. Stück vom Ganzen, 40. Wintersportgerät, 42. Stadt in der Schweiz, 45. ehem. japanischer Weltklassesportler, 47. franz. Dramatiker des 17. Jh., 49. Name mehrerer Gebirge, 50. jugoslawische Stadt, 52. Gestalt aus „Die Liebe der Danae“, 55. norweg. Mathematiker des vor. Jh., 56. griechischer Buchstabe, 57. Gestalt aus „Die Afrikanerin“, 58. Stern im Sternbild Adler, 59. Stecken, 60. Ackergrenze, 62. griechischer Buchstabe, 64. weibliches Rollenfach, 66. sowj. Schachgroßmeister, 67. Zusammenbruch, Niederlage, 70. bulgarischer Schwarzmeerort, 71. weiblicher Vorname, 74. höchste Stadt, 87. Körper, 88. polnischer Schriftsteller, 89. Grenzort im Bayerischen Wald (BRD), 91. geschälte, geschrotete Getreidekörner, 93. synthetisches Malariamittel, 97. Oper von Carl Maria von Weber, 100. spanischer Ureinwohner, 102. Öffnung in Gebäuden, 106. altgriechischer Philosoph, 108. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 109. Angehöriger eines Göttergeschlechts, 110. afrikanisches Liliengewächs, 111. sowj. Häuerbrigadier, 112. Staat der USA, 113. Anfang, Spitze, 115. Satz, Serie, 116. das Polarschiff Nansens, 118. zugeteilte Menge, 121. Wendekommando, 123. Stadt in Schweden, 125. nordamerikanischer Schauspieler, 128. Berg im Norden Westaustraliens, 129. Werkträger in der MVR, 131. japanische Eiskunstläuferin, 132. altes forstwirtschaftliches Raummaß, 134. nordungarische Stadt, 136. Blechblasinstrument, 138. Farbe, 141. Huftier feuchtwarmer Tropenwälder, 143. Glitzer schmuck, 146. Folge, Reihe, 147. Holzblasinstrument, 149. Windschatten, 150. Unterhöschen, 152. gesättigter Kohlenwasserstoff, 153. Wohlgeruch, 155. jugoslawischer Fluß, 157. ital. Geigenbauerfamilie, 158. schottischer Fluß, 159. Komponist der Oper „Dantons Tod“, 160. Ansturm auf die Kasse, 161. große Trockenheit, 162. altes Papiermaß, 163. Fluß in Transkaukasien, 164. Flüssigkeitsrest.

Senkrecht: 1. griechische Insel, 2. Kurort an der franz. Riviera, 3. Felstrümmer, 4. Futterpflanze, 5. Kalifenname, 6. gegerbtes Tierfell, 7. Sportkleidung, 8. nordische Hirschart, 9. Treff, Schlag, 10. Heldengedicht von Homer, 11. abgesteckte Linienführung im Straßenbau, 12. Briefverschuß, 18. Fluß durch Leningrad, 20. Verpackungsgewicht, 24. Kalifenname, 27. Gestalt aus „Cavalleria rusticana“, 28. rumänische Stadt, 30. europäisches Grenzgebirge, 31. kleines Behältnis, 33. Grundbaustein der Elemente, 34. kleine Deichschleuse, 36. Küchengerät, 38. obergäriges Bier, 41. Lärminstrument, 43. Abnutzung, 44. Windbluse, 46. Gewebe, 47. Arsenmineral, 48. bedeutender Schauspieler, Regisseur und Komponist (1889–1977), 49. Fisch, 51. Hanfart, 53. Wandgestell, 54. Gatte, 61. Gipfel des Böhmerwaldes, 63. Mietwagen, 65. Stadt in der Belorussischen SSR, 68. deutscher Volksliedforscher des vor. Jh., 69. Insel im Pazifik, 72. Hausvorbau, 73. Blutswander vaterlicherseits, 74. würziger Geruch, 75. Hüne, 76. Warenmarkt, 77. Stadt im Bezirk Magdeburg, 79. Absonderung der Leber, 80. finnischer Lyriker, gest. 1926, 82. männlicher Vorname, 84. Wind am Gardasee, 88. Unterweisung, 90. Wahlspruch, Lösung, 91. ehemaliger erfolgreicher Skilangläufer aus der DDR, 92. Ausgelassenheit, 94. aromatisches Getränk, 95. einmaliges Zufassen mit den Zähnen, 96. Nordwesteuropäer, 98. bedeutender franz. Schriftsteller, gest. 1944, 99. Unpaarhufer, 101. Herausgeber, 102. Textilgrundstoff, 103. ägyptischer Staatsmann, gest. 1970, 104. schriftliches Zeugnis, 105. Futterkrippe, 107. Vaterland, 114. Abschluß, 117. chemische Verbindung, 119. weiblicher Vorname, 120. Fluß im Kaukasus, 122. englischer Titel, 124. Hufkrankheit, 126. Theaterplatz, 127. Gestalt aus „Messerschläger Gisela“, 130. Schriftstück, 132. Bader, 133. altgriechischer Philosoph, 135. Kletterpflanze, 137. Stadt in der RSFSR, 139. Oper von Verdi, 140. Stadt in Mittelamerika, 142. rundes Blech, 144. marderartiges Raubtier, 145. Fluß im Kaukasus, 146. Rist des menschlichen Fußes, 148. europäischer Grenzfluß, 151. bolivianischer Romancier, 154. Märchenwesen, 156. Laufvogel.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 29, 97, 2, 136, 54 – 67, 139, 47 – 86, 93, 143, 102, 53, 99, 140, 71, 92, 161, 133, 98, 12, 48, 107, 44, 116 und 106 ergeben in dieser Reihenfolge ein Ereignis zwischen dem Jahrestag der Sowjetarmee und dem Tag der NVA. Wie heißt dieses Ereignis? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 6. 1988. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 6/88. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau“, PF 46 130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 4/88

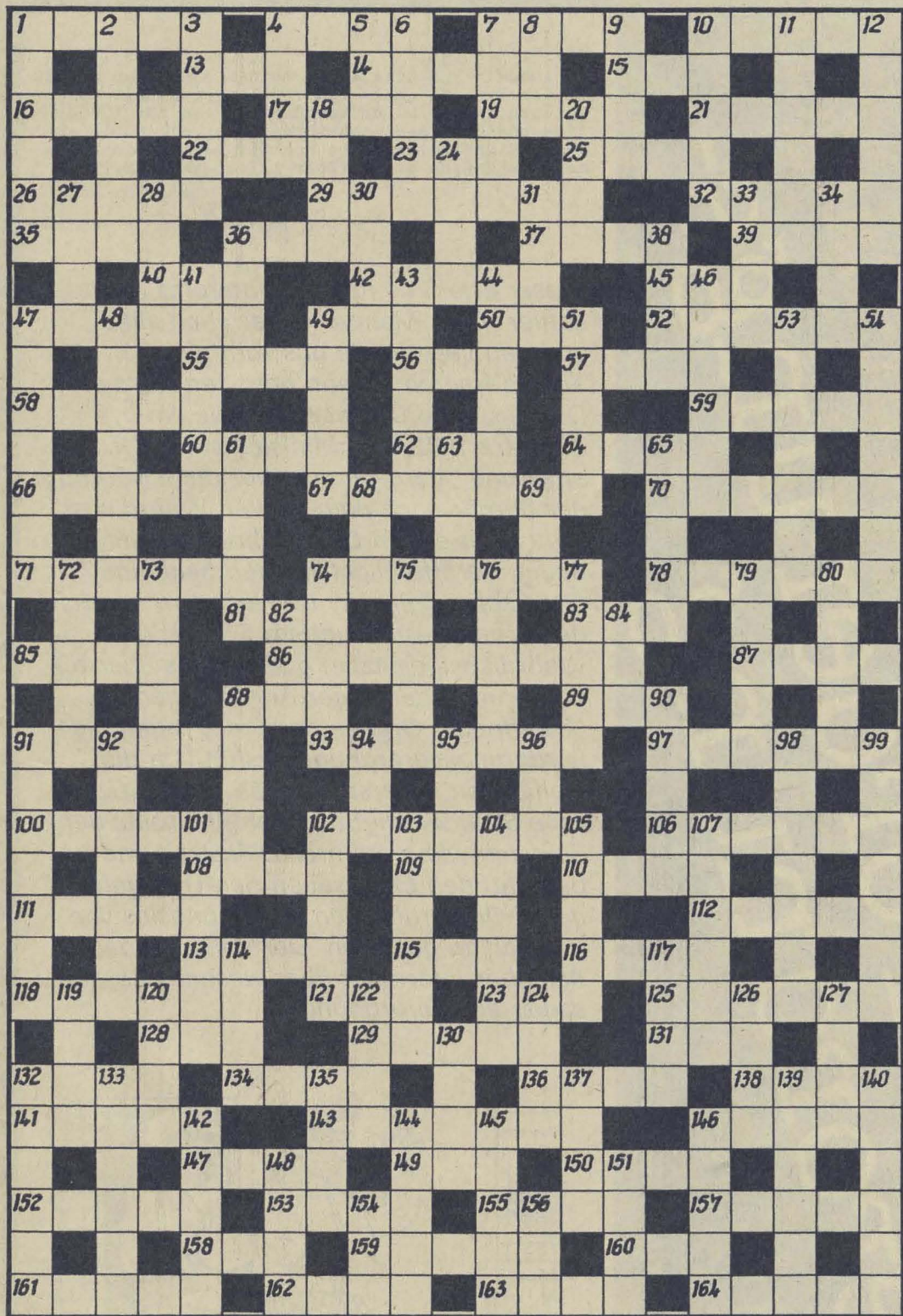
Preisfrage: Die richtige Antwort lautet: Seehydrographischer Dienst der DDR. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Waagrecht: 1. Tartan, 5. Elton, 9. Dekade, 13. Romane, 15. Siegel, 17. Stator, 18. Demeter, 19. Sorben, 20. Mali, 22. Areg, 24. Elena, 27. Oger, 29. Neto, 31. Eimer, 34. Sieg, 36. Dona, 37. Dank, 39. Eliza, 40. Rage, 42. Dora, 43. Lear, 45. Maes, 48. Kent, 50. Uhr, 52. Romanistik, 54. Experiment, 56. Nei, 57. Ern, 59. Ete, 60. Ypsilon, 65. Heister, 68. Ale, 69. Bai, 70. Protest, 72. These, 75. Kalumet, 77. Ito, 78. Ire, 80. Emilia, 81. Unruhe, 82. Lee, 84. Uta, 86. Othello, 88. Arara, 90. Bil-lard, 91. Rur, 92. Kea, 93. Britten, 96. Celesta, 100. San, 102. Ala, 104. Akt, 105. Eisenstein, 106. Telemetrie, 107. Ith, 109. Ecke, 112. Girl, 115. Mahl, 117. Anis, 119. Atze, 120. Itala, 121. Ukas, 122. Isis, 124. Robe, 126. Dipol, 129. Este, 131. Aare, 132. Inari, 135. Eule, 137. Elam, 139. Donner, 140. Radames, 143. Ramona, 144. Rakete, 145. Ertrag, 146. Niesel, 147. Arber, 148. Romero.

Senkrecht: 1. Taste, 2. Raabe, 3. Aroma, 4. Nora, 5. Ene, 6. Lemur, 7. Osten, 8. Nie, 9. Dese, 10. Eloge, 11. Album, 12. Einer, 14. Adige, 16. Erato, 21. Loire, 23. Ronde, 25. Lido, 26. Nana, 28. Eger, 30. Edam, 32. Irak, 33. Eden, 35. Rich, 38. Aramis, 41. Geleit, 42. Derby, 43. Leino, 4. Asti, 46. Alpe, 47. Spree, 49. Titer, 50. Uke, 51. Ren, 53. Senat, 55. Ethik, 58. Rabe, 61. Parameter, 62. Intellekt, 63. Bett, 64. Ober, 66. Sauerkle, 67. Eberhardt, 71. Stall, 73. Homer, 74. Silur, 76. Aguti, 77. Ili, 79. Eva, 83. Earl, 85. Takt, 87. Ornat, 89. Asyl, 90. Backe, 93. Biese, 94. Insekt, 95. Essig, 97. Etmal, 98. Serena, 99. Agens, 101. Neer, 102. Ani, 103. Ath, 104. Alba, 108. Tran, 110. Cali, 111. Ezio, 113. Insel, 114. List, 115. Mara, 116. Hobel, 117. Aken, 118. Iser, 123. Isere, 125. Orest, 126. Duden, 127. Panne, 128. Leere, 130. Eider, 131. Armee, 132. Imago, 133. Adobe, 134. Idaho, 136. Ural, 138. Arar, 141. Ata, 142. Err.

Die Gewinner unseres Preisrätsels in AR 1/88 waren: Soldat Hans Markieff, Schkeuditz, 7144, 25, – M; Matrose Uwe Deichen, Stralsund 8, 2300, 15, – M, und Petra Schulz, Gera-Lusan, 6502, 10, – M. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: Peter Klein



AR-Ratgeber Förderung- verordnung

Werte Redaktion!

Im August 1988 beende ich meinen 3jährigen Dienst in der NVA. Nun habe ich vor längerer Zeit etwas gelesen, worin es um Vergünstigungen für längerdienende Genossen nach ihrem ehrenvollen Dienst ging. Einzelheiten habe ich mir leider nicht gemerkt. Könnten Sie darüber mal etwas schreiben?

Uwe Löffler

Dieser Brief kommt von Unteroffizier Uwe Löffler. Dem Manne – aber auch allen anderen Lesern, die uns zum gleichen Thema fragten – kann geholfen werden. Das gesuchte Dokument ist die am 25. März 1982 vom Ministerrat der DDR erlassene „Verordnung über die Förderung der Bürger nach dem aktiven Wehrdienst“ samt ihrer ersten Durchführungsbestimmung; veröffentlicht wurden beide im Gesetzblatt Teil I Nr. 12. Nachdem bereits das Arbeitsgesetzbuch im § 5 und das Wehrdienstgesetz im § 37 einiges über die Förderung ehemaliger Angehöriger der bewaffneten Organe darlegen, regelt die Förderungsverordnung ausführlich die vielfältigen Unterstützungen. Der sozialistische Staat würdigt den hohen Einsatz der Soldaten während ihrer Dienstzeit und ist bemüht, den Entlassenen den Übergang in das zivile Berufsleben so reibungslos wie möglich zu gestalten. Der vorliegende AR-Ratgeber informiert über wesentliche Aussagen der Verordnung.



Allgemeines

Die Verordnung gilt für Bürger, die aktiv in der NVA, den Grenztruppen der DDR, den kasernierten Einheiten des MdI, dem Ministerium für Staatssicherheit, der Zivilverteidigung und den Baueinheiten im Bereich des MfNV gedient haben. Die Entlassenen sind von den Betrieben würdig zu empfangen. Bei Fortsetzung bzw. Aufnahme der Arbeit darf ihnen kein Nachteil in beruflicher und materieller Hinsicht sowie in bezug auf moralische Anerkennung gegenüber anderen Werktätigen mit gleicher oder vergleichbarer Tätigkeit entstehen. Deswegen sind die Betriebe angehalten, ihnen Hilfe und Unterstützung zu geben, sie in das gesellschaftliche und geistig-kulturelle Leben einzubeziehen.

Ausgehend vom sozialistischen Leistungsprinzip sind die Ansprüche der Bürger unterschiedlich bemessen; sowohl Umfang der beruflichen Unterstützung als auch der materiellen Leistungen hängen von der Dauer des Dienstes und dem dabei Vollbrachten ab. Mithin werden die Leistungen jener, die freiwillig länger als 18 Monate gedient haben, entsprechend höher bewertet und anerkannt.

Anrechnung der Dienstzeit

Die geleistete Dienstzeit wird generell auf die Dauer der Betriebszugehörigkeit oder der Tätigkeit in einem bestimmten Beruf, einer Funktion oder ähnlichem angerechnet. Für aus dem Grundwehrdienst Entlassene gilt dies jedoch nur für das erste Arbeitsrechtsverhältnis nach ihrem Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst, während es bei Bürgern, die drei bis vier Jahre gedient haben, auf alle Arbeitsrechtsverhältnisse und Tätigkeiten zutrifft, die sie

innen zwei Jahren nach der Entlassung aufnehmen. Den ehemaligen militärischen Berufskadern sowie jenen Genossen, die mindestens fünf Jahre Wehrdienst auf Zeit geleistet haben, wird die Dienstzeit in allen Arbeitsrechtsverhältnissen und Tätigkeiten angerechnet.



In der Verordnung ist eindeutig bestimmt: „Die Anrechnung der Dauer der Dienstzeit zieht alle materiellen und moralischen Vergünstigungen nach sich, die an die Dauer der Betriebszugehörigkeit, der Berufsausübung oder der Funktion usw. gebunden sind. Werden dabei Vergünstigungen gewährt, wie Steigerungssätze oder anderes, die sich nicht nur aus der Dauer der Betriebszugehörigkeit usw. ergeben, gelten die betreffenden Voraussetzungen durch die Ableistung des aktiven Wehrdienstes als erfüllt.“ Natürlich kann nur das beansprucht werden, was auch die anderen Werktätigen des jeweiligen Betriebes erhalten.

Dienstzeitanrechnung nach einem Studium

Nach den gleichen Regeln wird die Dienstzeit anerkannt, wenn zwischen der Entlassung und der Arbeitsaufnahme ein Direktstudium liegt. Aber auch hier sind bestimmte Fristen zu beachten: So müssen ehemalige Grundwehrdienstpflichtige im Jahr der Entlassung mit dem Studium begonnen haben, während Bürger, die Wehrdienst auf Zeit leisteten, damit noch bis 2 Jahre nach ihrer Entlassung warten können. Ehemaligen Berufssol-

daten sind keine Fristen gesetzt, da ihre Dienstzeit ja ohnehin in jedem Betrieb anzurechnen ist.

Berufliche Förderung nach dem Grundwehrdienst

Bekanntlich ruht das Arbeitsrechtsverhältnis eines Grundwehrdienstpflichtigen während dieser 18 Monate; er kehrt in der Regel in seinen Betrieb zurück und setzt die vor der Einberufung ausgeübte Tätigkeit fort. Gemäß seinen Leistungen bei den bewaffneten Kräften ist er in seiner Aus- und Weiterbildung zu fördern. Der weitaus größte Teil dieser jungen Bürger erreicht nach kurzer Zeit seine volle Arbeitsleistung, so daß der zuständige Leiter die Dauer der



Einarbeitungszeit selbst bestimmen kann. Weiterführende oder besondere Maßnahmen sind deshalb nicht notwendig.

Anders verhält es sich bei denjenigen, die erstmalig ein oder ein neues Arbeitsrechtsverhältnis eingehen; die Betriebe haben sie besonders zu unterstützen, damit sie die geforderten Kenntnisse und Fähigkeiten schnell erwerben. Gegebenenfalls sind ihnen Qualifizierungsmaßnahmen anzubieten. Das trifft auch dann zu, wenn sich infolge von Rationalisierungen grundlegende Veränderungen in der Produktion vollzogen haben.

Berufliche Förderung nach längerer Dienstzeit

Bürger, die Wehrdienst auf Zeit oder in militärischen Berufen geleistet haben, sind besonders in ihrer beruflichen Entwicklung zu unterstützen und bevorzugt für ein Studium oder andere Weiterbildungsmaßnahmen zu gewinnen, vorzubereiten und zu delegieren. Ehemalige Berufssoldaten sind außerdem vorrangig für leitende Funktionen auszuwählen. Da die meisten Entlassenen nicht sofort die Arbeitsaufgaben erfüllen können, sind mit ihnen Qualifizierungs- oder Förderungsverträge abzuschließen – auch dann, wenn die Betreffenden es nicht verlangen. Diese Grundsätze gelten ebenfalls, wenn ein Genosse unmittelbar nach seiner Entlassung studierte und dann erst in den Betrieb kommt.

Eingliederung in den Arbeitsprozeß

Entlassene Soldaten auf Zeit und Unteroffiziere auf Zeit, die vor ihrer Einberufung in keinem Arbeitsrechtsverhältnis standen oder es während der Dienstzeit aufgelöst haben, sind durch die Ämter für Arbeit bei den Räten der Kreise oder Stadtbezirke zu beraten und zu unterstützen. An diese Stellen haben die Vorgesetzten über die zuständigen Wehrkreiskommandos mindestens 6 Monate vor der Entlassung die Personalunterlagen (Personalbogen, Lebenslauf, Zeugnisabschrift, Beurteilung) zu übersenden. Entsprechend ihrem Wissen und Können sowie den gesellschaftlichen Erfordernissen und Möglichkeiten sind diese Entlassenen durch die Betriebe vorrangig einzustellen. Zuständig für die Eingliederung der Offiziere auf Zeit und der

militärischen Berufskader sind die Ämter für Arbeit und Löhne bei den Räten der Bezirke und dem Berliner Magistrat. Sie haben alle damit im Zusammenhang stehenden Fragen – einschließlich Wohnraumversor-



gung – zu koordinieren. Etwa ein Jahr vorher erhalten sie die Personalunterlagen vom Ministerium für Nationale Verteidigung. Um sich mit den Ämtern und den künftigen Betrieben zu beraten, erhalten die Betreffenden Sonderurlaub.

Der Lohn

Bei den Einkommen sind die Betriebe angewiesen, sowohl die unterschiedliche Dienstzeit als auch den erreichten Dienstgrad zu beachten. So sind Offizieren auf Zeit und Berufssoldaten solche Tätigkeiten anzubieten, die einen bestimmten Mindestbruttolohn gewährleisten. Spezielle Probleme ergeben sich dort, wo leistungsabhängige Lohnformen, etwa auf der Basis von Arbeitsnormen, angewandt werden. Logischerweise ist, wer Wehrdienst auf Zeit oder in militärischen Berufen geleistet hat, nicht sofort in der Lage, die Anforderungen zu erfüllen. Mithin ist ihm Durchschnittslohn bis zu sechs Monaten zu zahlen; dieser muß jenem anderer Werkträger des Betriebes entsprechen, die eine seiner Arbeitsaufgabe vergleichbare Tätigkeit ausführen.

Berufsbezeichnungen und Zeugnisse

Während der Armeezeit erreichte Qualifikationen entsprechen einer abgeschlossenen zivilen Ausbildung. So sind die von militärischen Bildungseinrichtungen verliehenen Berufsbezeichnungen denen im zivilen Bereich gleichgestellt, sofern sie nicht schon verliehen wurden. Auch Befähigungsnachweise und Berechtigungen werden anerkannt, wenn sie mit den von Betrieben ausgestellten Dokumenten vergleichbar sind. Entlassene Berufsoffiziere beispielsweise, die früher das militärische Fachschulzeugnis eines Technikers erhielten, sind berechtigt, die Berufsbezeichnung „Ingenieur“ zu führen, und die mit dem Zeugnis einer operativen Fachrichtung „Ingenieur-Ökonom“ oder „Ökonom“. Wurde in einem Berufsunteroffizierslehrgang das Ausbildungsziel Schirrmeister (K) oder Instandsetzungsgruppenführer erreicht, so kann man als Meister für Kfz-Instandsetzung eingesetzt werden.

Auf den Arbeitsgebieten, die einen Hoch- oder Fachschulabschluß verlangen, wird der Besuch einer militärischen Einrichtung anerkannt. Selbstverständlich hat dabei die erreichte Qualifikation mit dem Berufsbild der künftigen Tätigkeit übereinzustimmen; und so wird es zuweilen unvermeidbar sein, daß man sich speziell weiterbilden muß.



Studium

Unerheblich, ob es sich um ein Direkt-, Fern- oder Abendstudium handelt: Die Universitäten, Hoch- und Fachschulen sind verpflichtet, Genossen, die Wehrdienst auf Zeit oder in militärischen Berufen geleistet haben, bevorzugt zum Studium zuzulassen. Es ist wohl klar, daß die Bewerber dabei die erforderlichen Voraussetzungen für die



gewünschte Fachrichtung nachweisen müssen. Auch ist die Bevorzugung an die erste Bewerbung zu einem Studium gebunden, sie entfällt demnach bei jedem weiteren Antrag. Außerdem kann die Studieneinrichtung persönliche Wünsche auch nur insoweit berücksichtigen, wie sie den gesellschaftlichen Erfordernissen entsprechen, das heißt, jeder Bewerber sollte sich schon vorher auf die volkswirtschaftlichen Belange orientieren.

Stipendien

Wer 18 Monate gedient hat, bekommt das übliche Grundstipendium von 200 Mark. Studenten, die mindestens drei Jahre aktiven Wehrdienst auf



Zeit geleistet haben oder wegen einer anerkannten Dienstbeschädigung vorzeitig aus diesem Dienstverhältnis entlassen wurden, erhalten 300 Mark monatlich; betrug die Dienstzeit vier bzw. fünf Jahre, erhöht es sich auf 400 bzw. 500 Mark. Ein gesondertes Stipendium wird ehemaligen Berufssoldaten zuerkannt. Es macht 80 % der durchschnittlichen monatlichen Nettvergütung im letzten Dienstjahr aus, jedoch höchstens 1000 und mindestens 600 Mark im Monat; darauf haben auch jene Anspruch, die z. B. aus gesundheitlichen Gründen schon nach zweijähriger Dienstzeit ausscheiden mußten. Wer zehn Jahre gedient hat, bekommt wenigstens 700 Mark.

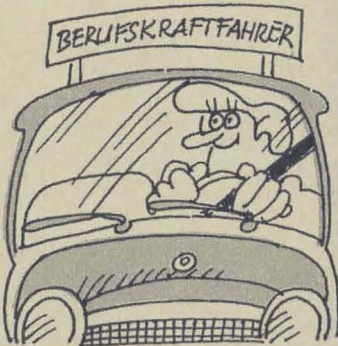
Wohnraum

Bürgern, die mindestens 4 Jahre aktiven Wehrdienst auf Zeit oder in militärischen Berufen geleistet haben, ist in den Orten, in denen sie unmittelbar nach ihrer Entlassung zu arbeiten beginnen, bevorzugt geeigneter und ausreichender Wohnraum zuzuwiesen. Verantwortlich sind dafür die örtlichen Räte oder die Betriebe, welche Wohnraum vergeben dürfen. Bevorzugt heißt auch, eine angemessene Wartezeit einzukalkulieren, denn stets müssen die territorialen – oft sehr unterschiedlichen –

Möglichkeiten berücksichtigt werden. So ist bei ehemaligen Berufssoldaten, die mindestens 10 Jahre dienten, eine Frist bis zu 18 Monaten festgelegt.

Berufskraftfahrer

Diese Facharbeiterbezeichnung können entlassene Genossen in einer verkürzten Ausbildung an der Einrichtung der Erwachsenenbildung erwerben. Vorausgesetzt wird, daß sie die Fahrer-



laubnis Klasse 5 (Führerschein B, C, E) besitzen, erfolgreich den Lehrgang zur Heranbildung von Militärfahrern beendeten, als solcher oder als Angehöriger des Kfz-Dienstes mindestens 12 Monate eingesetzt waren, an mindestens 80 % der Kfz-technischen Ausbildung teilgenommen haben und eine Klassifizierung des Kfz-Dienstes besitzen. Die Dienststelle hat eine entsprechende Bescheinigung auszustellen; auf ihrer Grundlage kann der Betreffende als Berufskraftfahrer eingestellt werden. In der verkürzten Facharbeiterausbildung erwirbt er Kenntnisse u. a. in der Technologie des Kraftverkehrs, Betriebsökonomie und Werkstoffkunde.

Redaktion: Horst Spickereit
Zeichnungen: Detlev Schüler

soldaten- post

... wünschen sich: Kerstin Moser (19), Ostring 32, Görlitz, 8909 – Anne-Kathrin Scheel (20), Götzenthal 40, PF 022, Meerane, 9612 – Manuela Frischler (18), Sangerhäuserstr. 25, Berga, 4711 – Angela Fehlen (23, Kinder 2 u. 4), Geschw.-Scholl-Str. 13, Jena, 6900 – Anke Michael (17), Wernsdorfer Str. 43a, Berlin, 1186 – Astrid Lindenholt (17, Tochter 3/4), Galgenberg 17, Brachwitz, 4101 – Michaela Scholze (16), Str. d. Befreiung 3, Dresden, 8060 – Renate Weise (19), Platz der Jugend 20, Bad Döben, 7282 – Brigitte Meinhardt (16), Rothenburgerstr. 50, Weißwasser, 7580 – Bettina Schulze (18), bei Schreiber, Str. d. Friedens 52, Gera, 6500 – Constanze Mathias (23), Immanuelkirchstr. 9, Berlin, 1055 – Solveig Rothe (20), Nr. 9, Uhmannsdorf/OT, Spreekammer, 8921 – Birgit Schulz (21, Tochter 1), Albert-Fellert-Str. 12, Frankfurt/Oder, 1200 – Anette Dinsch (25), Zwickauer Str. 267, Karl-Marx-Stadt, 9031 – Conny (18) und Gabi (19) Hoppe, Lüneburgerstr. 12, Magdeburg, 3024 – Anke Koschatzki (18, 1 Kind), Wilhelm-Külz-Str. 7, Saalfeld, 6800 – Ina Hodam (18), Thomas-Müntzer-Str. 6, Köthen, 4370.

Mit Berufssoldaten

möchten sich schreiben: Petra Schmidt (18), Paul-Junius-Str. 51, Berlin, 1156 – Martina Männich (25, Tochter 5, Sohn 1), Str. d. Freundschaft 22, Fach 112/74, Bischofswerda, 8500 – Katrin Büttner (18), Jessener Str. 1,

Dresden, 8045 – Lorena Trompke (24, Tochter 3), Dachsoldstr. 52, Eisleben, 4252 – Peggy Krumbholz (18), Varkausring 70, Pirna II, 8300 – Manuela Schulz (15), A.-Becker-Str. 9, Hagenow, 2820 – Monika Heiden (16), Am Kietz 28, Hagenow, 2820 – Anke Wojciedrowski (16), Str. d. Jugend 16, Hagenow, 2820 – Steffi Schlender (21), Hoher Weg 6, Zi. 217, Halle, 4050 – Angela Fuchs (18), Burgwardtstr. 100, Freital, 8210 – Katrin (18) bei Michaelis, Dresdner Str. 311/a, Freital, 8212 – Katja Polster (19), Givarser Str. 5, Döbeln, 7300 – Bianka Wolf (21), W.-Külz-Str. 36d, Burg, 3270 – Steffi Reiss (19), Karl-Matthes-Str. 56/204, Gera, 6502 – Solveig Ritter (22, Sohn 1), Otto-Lilienthal-Str. 59, Merseburg, 4200 – Simone Schipper (19), Neukircher Str. 79, Fach 64/11, Wilthen, 8609 – Carola Böhmer (19), G.-Hertz-Str. 8, Bautzen, 8600 – Ina Schaube (19), G.-Schumann-Str. 185, Leipzig, 7022 – Sabine Bräuer (22), Th.-Müntzer-Str. 1, Rathenow, 1830 – Bärbel Mägdefrau (16), Hauptstr. 118, PF 09-44, Schwarza, 6057 – Sonja Ramm (25, Sohn 6, Tochter 4), Ziolkowskistr. 18, Schwerin, 2794 – Ines Götze (19), Nelkenweg 27, Leipzig, 7062 – Heike Barsch (21, Töchter 2 und 3), Dannenreitherstr. 1, Kablow-Ziegelei, 1601 – Katja Pohlmann (17), W.-Pleck-Str. 19, Senftenberg, 7840 – Katrin Kluge (24), Paul-Verner-Str. 20, Berlin, 1153 – Viola Karpf (21), Merseburger Str. 63, Querfurt, 4240 – Manuela Scholz (25, Töchter 4 u. 5), Gartenstr. 19, Mügeln, 7263 – Ines Scholz (20), Gutenbergstr. 41, Weißwasser, 7580 – Sylvia

Müller (24), Rudi-Arnstadt Str. 3a, Bestensee, 1602 – Birgit Dziejak (22), An der Bamburg 24, Klitz, 2425,

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre).

ar-markt

Suche Flugzeug-Plastmodellbausätze L-39, An-2, MiG-23, 25, 27, Mi-24, 8, 14, S-199: Stephan Knabe, Sportfeldstr. 7, PF 2-04, Trebbin, 1712 – Biete Fliegerjahrbücher 1959–1971, 1973–1978, 1981–1987, neuwertig, Stück 15, – M u. Versandspesen: Jürgen Lutter, Dorfstr. 61, Trebus, 8921 – Biete „Deutschland im zweiten Weltkrieg“ Band III, Mader „Das Geheimnis von Huntsville“, Kessler „Der letzte Coup“, Fliegerkalender 1968, 1979, 1981, Motorkalender 1971–1974, Marinekalender 1982, 1983. Suche Mader „Die Jagd nach dem Narbengesicht“, Marinekalender 1965–1967, 1969, Fliegerkalender 1970, 1975: Klaus Klatt, Graskammer 1 A, Bergen, 2330 – Suche Marinekalender 1965–1969, biete gleiches 1970–1979, Fliegerkalender 1970–1980: Guido Breetz, Below-Wesenberg, 2084. Biete AR-Jahrgang 1987: Ernst Gonschorek, Frankendamm 33, Stralsund, 2300 – Biete AR-Poster, suche AR-Typenblätter: Thomas Lachmuth, Oberspreestr. 61c, Berlin, 1190 – Suche Fliegerkalender 1982 – 1986: Mike Wiederhold, Dorotheenstr. 12, Helbra, 4253.

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin Storkower Str. 158, Berlin 1055 Tel.: 430 06 18 Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag Anschrift der Redaktion: Postfach 46 130 Berlin 1055 Telefonanschluß des Verlages Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97 Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/Jochim Hermann Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion Artikelnummer (EDV): 52315 Erscheinungsweise: monatlich Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,- Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 21. 3. 1988

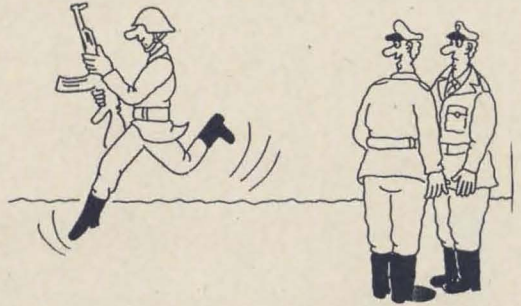
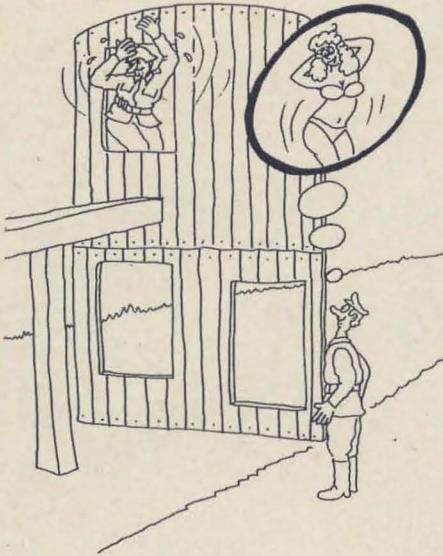
Titelbild: MBD/Tessmer

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

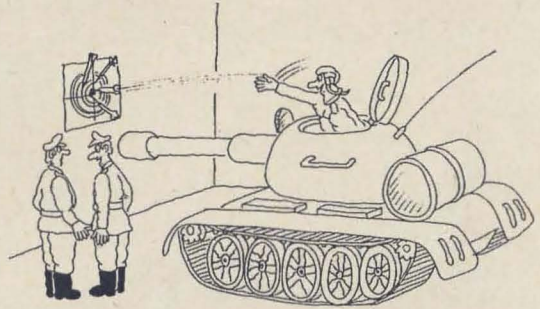
Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 430 06 18/APP. 321 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

'n bißchen ausgefallen...

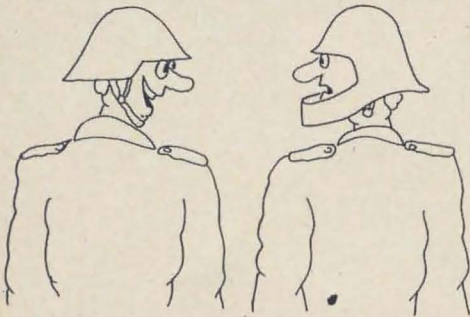
findet Frank Steger



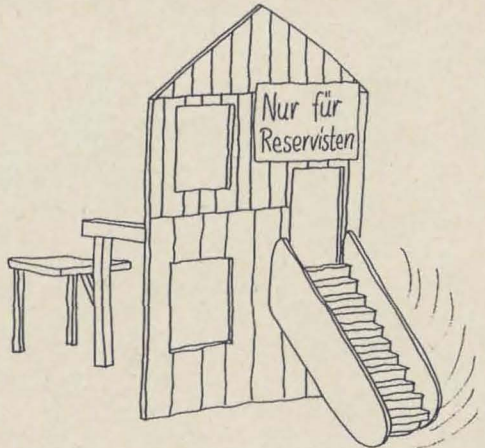
„Der Schnellste ist er nicht, aber im Sturmangriff ist er von unglaublicher Eleganz!“



„Als Fahrer kommt er ja sonst nie zum Schuß!“



„Noch nie 'n Integralhelm gesehen?“



Aufgemerkt!

Jede der hier abgedruckten Zeichnungen ist im Original zu haben – für einen Solidaritätspreis.
Gebote bitte an die Redaktion!

10 Jahre **GES** AR gratuliert!



Autogramm-Anschrift:
GES, Berliner Straße 143, Cottbus, 7500

Bild: Günter Gueffroy